

Beobachtungen zum Regensburger Domchor

von

Sabine Paasche-Kassian

INHALT

Einleitung	40
Kurze Gesamtbeschreibung	41
1. Grundriß	41
2. Aufriß	42
3. Restaurierungsgeschichte	43
Auswertung der Quellen	44
1. Quellen zum Baubeginn	45
2. Quellen zum Baubetrieb	51
3. Quellen zur Bauträgerschaft	52
Kritik der Thesen Günter Galls und Folgerungen für die Baugeschichte nach dem Grabungsbericht von Karl Zahn	54
1. Untersuchung der Bautätigkeit bis zum Brand 1273	54
2. Untersuchung einer möglichen Planänderung im Bereich des Hauptpolygons	57
Baubeobachtungen	60
1. Bautechnische Einzelheiten	60
a) Material und Vorkommen	60
b) Steingrößen	60
c) Fugen	61
d) Randschläge	61
e) Quaderspiegel	62
f) Versatz	62
g) Gerüstlöcher	63
h) Steinmetzzeichen	64
i) Schablone	64
k) Schlüsse auf den Baubetrieb	64
2. Probleme der Baukonzeption, dargestellt an drei Bauteilen	67
a) Dienstordnung	67
b) Trennwände	71
c) Blendarkaden	74
3. Zusammenfassung	79
a) Gemeinsamkeiten der drei Chöre	79
b) Bauabfolge	79
c) Unterschiede in den Systemen des Süd- und Nordchores	80
d) Datierung	81
Literaturverzeichnis	83
Quellenverzeichnis	84
Anlage	39

Einleitung

Mit dem Ziel, die Geschichte der engeren Heimat zu pflegen, wurde im Jahre 1830 der Historische Verein von Oberpfalz und Regensburg gegründet. In den Vereinsmitteilungen erschien 1847/48, nach Beendigung der „Regotisierung“ des Domes unter Ludwig I. von Bayern, die zweibändige Dommonographie des pensionierten Oberleutnants Joseph Rudolph Schuegraf¹. Um den Dom, „dieses köstliche Werk menschlicher Größe würdig zu erfassen und zu beschreiben“², trug er teilweise noch unveröffentlichtes Quellenmaterial zusammen und schrieb daraus seine Geschichte des Regensburger Domes. Da Schuegraf nicht Historiker war, ist sein Werk weniger eine kritische Quellenarbeit als eine Zusammenstellung des vorhandenen Materials. Den Baubeginn des gotischen Domes setzte er nach dem Brand von 1273 an.

Diese Meinung blieb unbezweifelt, bis Max Hasak³ 1916 nach Quellenvergleichen mit der Gründungsurkunde des Kölner Domes einen Baubeginn für den Regensburger Dom im Jahre 1254 vorschlug. Das größte Interesse wurde seitdem der Frage nach dem Baubeginn des gotischen Neubaus entgegengebracht.

Die Beurteilung einiger Detailformen im südlichen Nebenchor veranlaßten Adolf Schmetzer⁴ und Felix Mader⁵, die Datierung der frühesten Bauteile in die Jahre zwischen 1230 und 1240 vorzuverlegen.

1924/25 leitete Karl Zahn⁶, der damalige Dombaumeister, die Grabungen auf dem Gebiet des Domgartens, die die Lage des romanischen Vorgängerdomes ergeben sollten. 1931 veröffentlichte er die Ergebnisse der Grabungen. Aus einigen Mauerfunden konnte auf die Anfänge der Bautätigkeit am gotischen Dom geschlossen werden. Zahns Interesse galt jedoch in erster Linie der Erforschung der Lage des romanischen Baus und dessen Rekonstruktion, so daß die den gotischen Dom betreffenden Funde nicht gründlich untersucht und weiterverfolgt wurden. Da das gesamte Grabungsgebiet außerhalb des heutigen Baues lag, bleibt die Rekonstruktion der überbauten Teile, vor allem des Westwerks, weiterhin Spekulation.

1951 unternahm Günter Gall⁷ in seiner Dissertation den Versuch, die von Hasak vorgeschlagene Datierung mit den Ergebnissen der Grabung von Karl Zahn zu belegen, und einen Planwechsel im Bereich des Hauptchores zu beweisen. Diese Thesen sind in einigen Punkten anfechtbar, wie im Folgenden ausgeführt wird.

¹ J. R. Schuegraf, Geschichte des Domes zu Regensburg und der dazugehörigen Gebäude, I (1847) II (1848) Berichtigungen und Rechtfertigungen zu den beiden Bänden der Geschichte des Domes (1855) in: VO 11, 12, 16 (1847, 1848, 1855).

² Schuegraf, in: VO 11 (1847) X.

³ M. Hasak, Der Dom zu Regensburg, in: Repertorium für Kunstwissenschaft XXXVIII (1916) 160 ff.

⁴ A. Schmetzer, Die Gründungszeit des gotischen Domes und die Ulrichskirche in Regensburg in: VO 80 (1930) 85 ff.

⁵ Die Kunstdenkmäler von Bayern II Regierungsbezirk Oberpfalz. Band 22 Stadt Regensburg, I Dom und St. Emmeram, II Die Kirchen der Stadt (mit Ausnahme von Dom und St. Emmeram), III Profanierte Sakralbauten und Profangebäude, bearb. von F. Mader, 1933 (im Folgenden gekürzt: Kdm mit Bandangabe).

⁶ K. Zahn, Die Ausgrabungen des romanischen Domes in Regensburg, 1931.

⁷ G. Gall, Der Regensburger Dom, Studien zur Planung und zur Änderung während der Bauausführung, Diss. München 1951, als gekürzter Artikel in: Zeitschrift für Kunstgeschichte XVII (1953) 61 ff.

Die neueste Abhandlung von Lothar Altmann⁸, in der Sammelschrift zum 700-jährigen Bestehen des Regensburger Domes 1975 erschienen, bietet im wesentlichen eine Literaturübersicht.

Wegen des Umfangs des Materials ist im Rahmen dieser Arbeit keine Gesamtdarstellung der Baugeschichte möglich. Es konnten nur über verschiedene Wege einige Punkte zusammengetragen werden, die die Probleme beleuchten. Die beschrittenen Wege waren die Auswertung des erhaltenen Quellenmaterials sowie der Ergebnisse, die die Grabungen im Bereich des romanischen Vorgängerbaus ergaben, und eigene Beobachtungen bautechnischer wie formanalytischer Art am Bau selbst.

Kurze Gesamtbeschreibung

1. Grundriß

Der Regensburger Dom besitzt einen Dreiapsidenchor. Das Hauptpolygon überragt die beiden Nebenchöre in seiner vollen Länge. Es besteht aus einem unregelmäßigen 5/8 Chorschluß, dessen Unregelmäßigkeit darin besteht, daß die beiden äußeren Polygonseiten länger sind als die drei mittleren. An die beiden äußeren Polygonseiten schließen sich seitlich zwei- bzw. dreigeschossige Anbauten an, in denen die Sakristei und andere Nebenräume untergebracht sind (siehe Grundriß, Anlage).

Die Nebenchöre bestehen aus je einem Vorchorjoch und einem regelmäßigen 5/8 Schluß. Die beiden queroblungen Vorchorjoch des Hauptchores entsprechen in der Länge den beiden Jochen der Nebenchöre. Die Chorchäupter sind in allen drei Chören von den Vorchorjochen durch Stufen abgesetzt. Ebenso ist die gesamte Hauptchoranlage vom Querhaus abgehoben.

Der Hauptchor ist durch Trennwände von den Nebenchören abgetrennt, so daß alle drei Chöre nur vom Querhaus aus zugänglich sind.

In den Zwickeln zwischen den Nebenchorpolygonen und dem Hauptchor befinden sich kleine Verbindungstüren, die die Chöre miteinander verbinden, sowie Wendeltreppen, die zu dem vor der unteren Fensterzone liegenden Umgang führen.

Das Querhaus ist nicht vorspringend, sondern bleibt in die Flucht der drei Schiffe eingebunden. In die nördliche Querhauswand ist als Relikt des romanischen Domes der sogenannte Eselsturm, der Nordturm des alten Westwerks eingebaut.

Der Außenbau ist gekennzeichnet durch einen den gesamten Bau umlaufenden Sockel, auf dem die Strebepfeiler aufruhren. Dieser Sockel wird zu einem äußeren Umgang um den gesamten Dom, indem durch die Strebepfeiler spitzbogige Durchgänge geschaffen wurden. Ähnliche Umgänge befinden sich im lokalen Bereich an der Dominikanerkirche in Regensburg, im weiteren an der Franziskanerkirche in Köln, der Elisabethkirche in Marburg, in St. Germain en Laye, in Chartres, Le Mans, Tours und in Vetheuil in Paris⁹.

In der Regensburger Lokalgeschichte findet der Typus der Dreichoranlage eine lange Tradition. Die wichtigsten Kirchen, die diesen Typus repräsentieren, sind die

⁸ L. Altmann, Die Baugeschichte des gotischen Domes von der Mitte des 13. bis zu Anfang des 16. Jh. in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976) 97 ff.

⁹ R. Branner, St. Louis and the Court Style in Gothic Architecture (1965) 117 f.

Klosterkirche von St. Emmeram, die schon in ihrer frühesten Anlage des 8.—9. Jahrhunderts mit einem Dreiapsidenchor ausgestattet wurde¹⁰, die Schottenkirche, deren heutige Choranlage gegen 1200 errichtet wurde¹¹, und die Dominikanerkirche, die vermutlich um 1246 anzusetzen ist¹². Auch bei dem romanischen Vorgängerbau des jetzigen Domes handelte es sich um eine dreischiffige Basilika mit runder Hauptapside, wenn auch mit flach geschlossenen Nebenapsiden¹³.

Die Beibehaltung des gleichen Grundrißschemas kann durch die Liturgie bedingt gewesen sein, die dadurch nicht verändert werden mußte. Im Zusammenhang mit der Liturgie sei auf die Konfessioanlage unter dem Hauptchor hingewiesen. Anlagen dieser Art waren im 13. Jahrhundert nicht mehr gebräuchlich, die Regensburger ist als eine Ausnahme anzusehen. Vielleicht ist die Anlage mit der Person des Bischofs Heinrich von Rotteneck in Zusammenhang zu bringen, der sich dort begraben lassen wollte¹⁴. Eine ähnliche Anlage besitzt ebenfalls die Kirche von St. Emmeram, so daß auch hierin die Orientierung an lokalen Gewohnheiten deutlich wird.

In Frankreich waren Dreichoranlagen in der burgundischen Architektur im 13. Jahrhundert gebräuchlich, z. B. St. Benigne in Dijon (um 1281)¹⁵. Jedoch wurden auch hier die Bischofskirchen mit Chorumfang ausgestattet, z. B. die Kathedralen von Auxerre und Nevers.

Wenn auch Einzelelemente, wie der Umgang durch die Strebebögen aus französischen Zusammenhängen stammen, und für den Grundriß Parallelen in Frankreich zu finden sind, so ist doch naheliegend, daß die Vorbilder aus dem lokalen Bereich für die Grundrißplanung bestimmend waren.

2. Aufriß

Es gibt keinen Aufriß, der in allen drei Chören gleichermaßen ablesbar wäre. Die Nebenchöre unterscheiden sich vom Hauptchor, in dessen Polygon wiederum nach einem anderen Aufriß gearbeitet wurde als in den Vorchorjochen.

Der Süddchor und der Norddchor sind zweigeschossig angelegt und gliedern sich in eine untere Arkadenzone und ein darüberliegendes Fenstergeschoß. Beide Zonen sind durch eine Brüstung, hinter der sich ein Laufgang befindet, abgesetzt.

Die Blendarkaden der drei mittleren Wandfelder sind in der unteren Zone von den Blendarkadenreihen, die sich an den äußeren Polygonseiten und den Vorchorjochen befinden, abgehoben.

In der oberen Zone bestehen die beiden inneren Wandfelder, die an den Hauptchor grenzen, — das Vorchorjoch und die erste Polygonseite — aus offenen Arkadenbögen.

An den Seiten der Polygone, an die sich östlich die seitlichen Anbauten anschließen, sind die Wandfelder zugemauert. In diese Wandfelder sind im Süddchor bis auf halbe Höhe Spitzbogen eingeschnitten. Im Norddchor ist durch die Verblendung der

¹⁰ Kdm 22/I, 232.

¹¹ Kdm 22/II, 304.

¹² R. Branner, St. Louis, 114.

¹³ Das ergab sich aus den Ausgrabungen, die Karl Zahn 1924 durchgeführt hat.

¹⁴ A. Hubel, Funktion und Geschichte des Hochaltars im Regensburger Dom, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976) 350 f.

¹⁵ R. Branner, Burgundian Gothic Architecture (1960) 97.

Felder mit zweibahnigen Lanzettfenstern eine Beziehung zu den Fenstern hergestellt, die im Südchor fehlt.

Der Aufriß des Hauptchores ist vierteilig, was sich aus der Verwendung eines dreiteiligen Wandaufrißes des Kathedralschemas für einen umganglosen Chor ergibt. Die im Kathedralschema vorkommende untere Arkadenzone ist in Regensburg in die untere Fensterzone umgewandelt, was zwangsläufig zur Folge hat, daß eine zusätzliche Sockelzone eingefügt werden mußte. Das für den Aufriß eines umganglosen Chores überflüssige Triforium ist hier trotzdem vorhanden.

Die beiden oberen Zonen, Triforium und Obergaden, ziehen sich um den gesamten Hauptchor. Während die mittleren drei Polygonseiten ein belichtetes Triforium besitzen, sind die äußeren Seiten unbelichtet, bedingt durch die sich seitlich anschließenden Anbauten.

In den unteren Zonen unterscheiden sich die Wandfelder voneinander. Die beiden Vorchorjoche besitzen ungliederte Sockelzonen, die die Trennwände zwischen den drei Chören bilden. Die zweite Zone bilden offene Arkadenbögen, die vom Sockelgeschoß durch ein Gesims abgesetzt sind. Die beiden Arkadenbögen sind, durch das Polygon der Nebenchöre bedingt, unterschiedlich breit. Neben dem schmaleren Arkadenbogen ist die Wand im Hauptchor ungliedert geblieben.

Die beiden äußeren Seiten des Polygons stimmen mit den drei mittleren in den beiden unteren Geschossen insofern überein, als die untere Zone durch Blendarkaden geschmückt und von der darüberliegenden durch eine Brüstung abgesetzt ist. Über der Blendarkadenzone befinden sich in den drei mittleren Polygonseiten Fenster, vor die große Blendbögen vorgeblendet sind. In den beiden äußeren Seiten sind dagegen, ähnlich wie an der Stirnwand des südlichen Nebenchores, bis zur halben Höhe des Geschosses Spitzbögen in die Wand eingeschnitten, die von einer eingestellten Säule getragen werden und vor denen sich der Laufgang entlangzieht.

3. Restaurierungsgeschichte

Der Regensburger Dom wurde im Laufe der Zeit weiter ausgebaut und vor allem im Barock mit verschiedenen Einbauten versehen. Im 19. Jahrhundert schließlich ist der Dom im Zuge der „Regotisierung“ in seinen unausgeführten Bauteilen vollendet und die Barockausstattung wieder entfernt worden. Zwei Veröffentlichungen aus jüngerer Zeit beschäftigen sich ausführlich mit diesen Fragen. Auf diese sei hier verwiesen¹⁶. Im Zusammenhang dieser Arbeit ist es nur wichtig, auf die sich im Bereich des Chores befindlichen restaurierten und veränderten Bauteile hinzuweisen.

Unter Bischof Albert IV. von Törring (1612—1649) wurden der gotische Lettner abgebrochen, Renovierungsmaßnahmen an den Fenstern, dem Glockenstuhl, dem Dach und dem Eselsturm vorgenommen¹⁷ und die Kapitelle vergoldet¹⁸.

¹⁶ V. Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Domes und seine Restaurierung unter Ludwig I. von Bayern (1827—1839), und Susette Raasch, Der Ausbau des Regensburger Domes im 19. Jahrhundert, beide in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976).

¹⁷ V. Loers, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10, Abb. des Lettners in: VO 117 (1977) 208.

Der von Klaus Gamber (in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10, 153, Anm. 45) geäußerten Vermutung, dieser Lettner sei erhalten und mit dem dreiarckadigen Baldachin, der sich im Niedermünster befindet, identisch, muß widersprochen werden. Bei

Im Jahre 1836 setzten die Restaurierungsarbeiten unter König Ludwig I. ein. Die Presbyteriumspfeiler, „welche unausgeführt waren, (sollen) mit den nötigen Gliedern versehen“, und die Bögen der Seitenkapellen mit neuen „gothischen Gewänden und Verzierungen versehen“ worden sein¹⁹. Wesentliche Ergänzungen können jedoch an keinem der Chorpfeiler vorgenommen worden sein, denn aus statischem Gründen können keine wesentlichen Teile gefehlt haben. Bei den erwähnten Bogenverzierungen handelt es sich offenbar um die Konsolfiguren an den Blendarkaden im südlichen Nebenchor, von denen Schuegraf berichtet, sie seien, um Grabsteine an der Mauer befestigen zu können, abgehauen und wieder ergänzt worden²⁰. Bis auf einige gotische stammen die Konsolfiguren aus dem 19. Jahrhundert.

Erneuert wurden auch die teilweise hölzernen Brüstungen, die das Innere des Domes umziehen. Reste der ursprünglichen, allerdings steinernen Brüstung befinden sich nach Angabe Schuegrafs noch im Hauptchor und an den vorderen Teilen der Seitenschiffe²¹. Nach neueren Angaben sollen nur noch die Teile der Steinbrüstung vor dem Eselsturm aus gotischer Zeit stammen²².

Die Verlegung der neuen Orgel hinter den Hauptaltar war der stärkste Eingriff in das Erscheinungsbild des Baues. Die Konfessionanlage, die sich unter dem Hauptaltar befand, wurde zerstört, weil in diesen Raum der Blasebalg gelegt wurde. Die reichsten Blendarkaden des Domchores wurden von dem Orgelgehäuse verstellt und unzugänglich gemacht.

Auswertung der Quellen

Die historische und soziale Situation in Regensburg an Hand schriftlicher Zeugnisse zu beleuchten und möglichst genau zu rekonstruieren ist eine Möglichkeit, die Geschichte des Baus zu klären: Interessen, Bündnisse und Gegnerschaften innerhalb der Stadt können Aufschluß geben über die Verhältnisse am Bauplatz.

Ein großer Teil der schriftlichen Quellen — Urkunden, Ablassbriefe und Chroniken — sind verloren gegangen. Nachdem sie die Jahrhunderte wohlbehalten überdauert hatten, sind sie seit einer Versteigerung in der Mitte des letzten Jahrhunderts zum großen Teil verschollen²³.

dem Lettner des Domes hat es sich um eine fünfarkadige Anlage gehandelt, die außerdem in den Ausmaßen größer als die dreiarkadige Anlage im Niedermünster gewesen sein muß.

¹⁸ V. Loers, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10, 239.

¹⁹ V. Loers, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10, 250. Er zitiert nach dem Bericht vom 14. 2. 1836.

²⁰ Schuegraf, in: VO 11 (1847) 207.

²¹ Schuegraf, in: VO 11 (1847) 207.

²² V. Loers, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10, 255, Anm. 172.

²³ Cornelius Will schreibt in seiner „Nachlese zu Th. Rieds Codex chronologico-diplomaticus Episcopatus Ratisponensis“: „in den Verhandlungen des historischen Vereins von Niederbayern XIX, 178, wo von dem Pfarrer Erb ein Traditionskodex bekannt gemacht wird des Klosters Rohr aus dem Ende des 12. Jahrhunderts liest man die fast ungläubliche Nachricht, daß er diese Handschrift in Regensburg gekauft, als im Anfang der 50er Jahre die Archive von Ober- und Niedermünster, St. Emmeram und dem Hochstifte Regensburg nach einer leichtfertigen Ausschreibung wichtiger Aktenstücke im Versteigerungswege verschleudert wurden, wobei ganze Heuwagen voll von Nürnberger und Fürther Juden weggeführt seien“ in: VO 32 (1877) 100.

Die erhaltenen Texte ergeben ein lückenhaftes Bild und wurden von der Forschung für die unterschiedlichsten Rekonstruktionen der Baugeschichte in Anspruch genommen. Dabei wurde in der Regel übersehen, daß die Quellen keine eindeutige Interpretation zulassen.

Durch das Studium der Quellen konnten die von der älteren Forschung gewonnenen Ergebnisse in Frage gestellt und in wichtigen Punkten korrigiert werden.

1. Quellen zum Baubeginn

In der Literatur werden zwei Zeitpunkte für den Beginn des Neubaus diskutiert: Das Datum um 1250 oder früher und das zweite nach dem Brand im Jahre 1273. Eindeutig läßt sich keines von beiden belegen.

Die erste erhaltene schriftliche Quelle, die den Dom erwähnt und in der fraglichen Zeit verfaßt wurde, ist ein Spendenaufruf des Domkapitels vom

22. November 1250

„Venerabilibus in Xpo patribus et fratribus, omnibus Archiepis, . . . Beatus Petrus apolorum princeps Ratisponensem sibi fundavit Eccliam. Sane cum templum ejus patiatur ruinam, licet in eo jam longo tempore sit laboratum, attamen necdum plene est perfectum, et nos tam gravibus expensis non sufficimus ad tam salubre opus perficiendum sine Xpi fidelium auxilio: qua propter rogamus nos omni, qua possumus devotione . . . Ad hec dnus Papa 40 dies criminalium relaxat, et dnus Niwenburgensis Epus 40. Datum Ratispone anno domini 1250. X. Kalendas Decembris.“²⁴

Übersetzung: „Der heilige Apostelfürst hat sich die Regensburger Kirche gegründet. Da sein Tempel überaus ruinös ist (verwüstet wurde), und, wenn auch an ihm schon lange gearbeitet wird, er dennoch noch nicht ganz vollendet ist, und wir so große Ausgaben nicht aufbringen können, zur Vollendung des so heilsamen Werkes ohne die Hilfe der Gläubigen: deshalb bitten wir . . .“

Drei Tage später gibt Bischof Albert I. einen 40-tägigen Ablass für die, die seinem Spendenaufruf nachkommen.

25. November 1250

„Dominis et fratribus in Xpo Reverendis, Prelatis quibuscunque, nec non plebanis atque Vicariis universis, . . . Quia Ecclia nra Cathedralis et indecora et ex vetustate ac impulsu procellarum minitans casum indiget adjuvari, nec ad hoc ipsa in se, nec in filiis suis, per quorum deberet subsidium respirare, gwerris continuis et adversitatibus attrita sibi sufficiat, suffragium proximorum cogimur invocare. Karitatem ergo vestram monemus in domino et supplicamus cum attentione, quatinus petitores nros et nuntios, Chunradum plebanum de Langendorf latorem presentium cum suis sociis pia compassione moti benigne recipere et caritative pertractare curetis, . . . Datum apud Castrum nrum Stouffe anno incarnationis domini 1250. VII. Kalendas Decembris, Indictione VIII. Pontificatus nri anno quarto“²⁵.

Übersetzung: „Weil unsere Kathedalkirche sowohl ungeziert als auch wegen des hohen Alters und des Ansturms der Winde der Einsturz droht, ist es nötig, ihr zu

²⁴ Th. Ried, Codex chronologico-diplomaticus Episcopatus Ratisponensis I, II (1816) hier I, 428.

²⁵ Ried I, 428.

helfen, und da sie weder aus sich selbst, noch aus ihren Söhnen, durch deren Hilfe sie sich erholen muß, noch durch die dauernden Kriege und Feindschaften aufgerufen, dazu im Stande ist, so beabsichtigen wir, die Hilfe der Nächsten anzurufen. Wir ermahnen also eure Barmherzigkeit im Herren und bitten mit Inständigkeit, daß ihr unsere Abgesandten und Sammler . . .“

Hasak²⁶ sah den Aufruf des Domkapitels in Zusammenhang mit dem Bau des neuen gotischen Domes, den des Bischofs in Zusammenhang mit der Ausbesserung des alten romanischen Domes. Auf diese Interpretation der Texte stützt er dann seine These des Baubeginns im Jahre 1254. Bei genauer Betrachtung des Aufrufs des Domkapitels weist jedoch wenig auf einen Neubau der Domanlage hin. Gerade die Hinweise auf die lange Bauzeit und die Einsturzgefahr schließen die Tatsache aus, daß es sich um einen Neubau handelt, den zu unterstützen für die Gemeinde sehr lohnend wäre. Man sollte annehmen, daß in Hinblick auf die Spendenfreudigkeit der Bürger ein Kirchenneubau ganz besonders betont worden wäre um eine Verwechslung mit der alten Kirche zu vermeiden.

Die bischöfliche Urkunde bezieht sich ohne Zweifel auf den alten Dom, jedoch geht auch aus ihr noch nicht hervor, daß es schon einen anderen Bau geben könnte, denn der Bischof spricht nur von „unsere Kathedrale“. Er beschreibt ebenso wie das Domkapitel die Baufälligkeit und nennt als Grund dafür das hohe Alter und den Winddruck.

Der beschriebene Zustand der Kirche ähnelt sich in beiden Urkunden zu sehr, als daß man auf die Existenz von zwei Kirchen, noch dazu einer relativ neuen, schließen könnte. Auch muß berücksichtigt werden, daß im Laufe der Zeit Wortlaute für Spendenaufrufe zu Formeln wurden, die bei jeder Gelegenheit wiederholt werden konnten und an jeden Spendenbrief angehängt wurden²⁷. Ein Beispiel für einen sehr ähnlichen Text ist der Aufruf des Erzbischofs von Aix aus dem Jahre 1070, mit dem er seine Gläubigen zum Spenden ermunterte. „Da wir die Kathedrale, die wir begonnen haben, ohne euren Beistand in keinem Falle werden zu Ende führen können, bitten wir euch, daß ein jeder, soviel er vermag, dazu beisteuere“²⁸. Allzu wörtlich dürfen diese Spendenaufrufe also nicht genommen werden. Der Text sagt wenig über den Bau aus, aber ebenso wie bei den Urkunden, die den Regensburger Dom betreffen, macht er die Tatsache deutlich, daß Bischof und Domkapitel nicht in der Lage oder willens waren, die Kosten für die geplanten Bauarbeiten alleine aufzubringen.

Von solchen textimmanenten Fragen einmal abgesehen, ist doch zu fragen, was den Bischof und auch das Domkapitel veranlaßt haben kann, zur gleichen Zeit den schlechten Zustand des Domes zu beklagen.

Die Erklärung hierfür liegt darin, daß der Dom beschädigt worden war. Die Auseinandersetzung zwischen Bürgern und Bischof erreichte im November des Jah-

²⁶ Hasak, *Der Dom zu Regensburg*, 160 ff.

²⁷ Die Formeln wurden für verschiedene Rechtsgeschäfte aufgeschrieben und in sogenannten Formelbüchern zusammengefaßt. Im Einzelfall brauchten nur die entsprechenden Namen und Daten eingesetzt zu werden, der Wortlaut blieb der gleiche. Darin liegt die Ähnlichkeit der Wortlaute vieler Urkunden begründet. — Formelbücher, in *Kirchenlexikon* — *Wetzer und Welte's Kirchenlexikon*, 2. Aufl., gegründet von Joseph Kardinal Hergenröther, fortgesetzt von Dr. Franz Kaulen IV, 1886.

²⁸ M. Warnke, *Bau und Überbau, Soziologie der mittelalterlichen Architektur nach den Schriftquellen* (1976) 31.

res 1250 ihren Höhepunkt, als der Bischof 45 Regensburger Bürger, die die Braut des Kaisers nach Regensburg geleitet hatten, überfallen, festnehmen und nach Donaustauf bringen ließ. Die entkommenen Regensburger mobilisierten sofort die Stadt und den König, dessen Truppen die hochstiftlichen Güter sowie St. Emmeram verwüsteten und den Dom als Pferdestall benutzten²⁹. Der Schaden muß beträchtlich gewesen sein. So geben der Bischof von seiner Burg Donaustauf aus, wo er sich aufhielt — denn er konnte ja die Stadt nicht betreten —, und das Domkapitel Spendenbriefe in Umlauf. Natürlich konnten sie den wahren Grund für die Bau-fälligkeit des Domes nicht nennen, denn viele der benachbarten Bürgerschaften hielten, wie die Regensburger, zur kaiserlichen Partei. So umschrieb man den Tatbestand mit allgemeiner Bau-fälligkeit und hohem Alter.

Die nächste überlieferte Urkunde stammt vom 13. August 1254. Es handelt sich um einen Indulgenzbrief von Papst Innozenz IV., ausgegeben für die Regensburger, die Freisinger und die Passauer Diözese. Hasak bezieht diesen Brief auf den seiner Meinung nach schon begonnenen Neubau und will damit seine Interpretation der beiden vorhergegangenen Urkunden belegen.

13. August 1254

„Innocentius Epus servus servorum dei, universis Xpi fidelibus per Ratispon., Patavien. et Frisingen. Civitates et dioceses constitutis salutem . . . Cum igitur, sicut dilecti filii . . . decanus et Capitulum Ratispon Ecclie nobis insinuaverunt, iidem Eccliam ipsam, que in pluribus reparatione indiget, reparare inceperint opere sumtuoso et ad hmoi Consumationem operis fidelium caritativis subventionibus indigeant adjuvari: Universitatem vestram rogamus, monemus et hortamur attente in remissionem vobis peccatorum injungentes, . . . Datum Anagnie, Idus Augusti, Pontificatus pri anno XII“³⁰.

Übersetzung: „Da also, wie uns die gewählten Söhne . . . der Dekan und das Kapitel unserer Regensburger Kirche mitgeteilt haben, sie diese Kirche, die in Vilem der Reparatur bedarf, durch ein kostspieliges Werk angefangen haben, wiederherzustellen (zu ersetzen, erneuern, wiedergutzumachen), und sie zur Vollendung des Werkes Hilfe durch Unterstützungen der Gläubigen nötig haben,; deshalb bitten wir eure Gemeinschaft . . .“.

Das entscheidende Wort bei der Auslegung dieses Textes ist das lateinische Wort „reparare“, das sowohl „wiederherstellen“, als auch „ersetzen, erneuern“ heißen kann. Es beinhaltet sowohl eine Renovierung des alten Domes als auch einen Neubau³¹. Zur Untermauerung seiner Thesen zog Hasak die Ablaßbulle desselben Papstes heran, die er für den Neubau des Kölner Domes am 21. Mai 1248 gab, und in der ebenfalls das Wort „reparare“ vorkommt.

21. Mai 1248

„ . . . sane famosa et honorabilis Coloniensis ecclesia de nuovo, sicut accepimus, casu miserabilis per incendium est consumpta. Cum autem venerabilis frater noster

²⁹ C. Th. Gemeiner, Regensburgische Chronik. Unveränderter Nachdruck der Originalausgabe mit einer Einleitung, einem Quellenverzeichnis und einem Register neu hrsg. von H. Angermeier, 4 Bd. (1971) hier 1, 375 ff.

³⁰ Ried I, 440 f.

³¹ Um zu einer eindeutigen Aussage kommen zu können, müßte man untersuchen, wie das Wort „reparare“ um diese Zeit in anderen Zusammenhängen gebraucht wurde.

archiepiscopus et dilecti filii capitulum Coloniense ecclesiam ipsam, in qua trium beatorum magorum corpora requiescunt, reparare cupiant opere sumptuoso . . .“³².

Übersetzung: . . . die prächtige und ehrwürdige Kölner Kirche ist von neuem, wie wir hören, durch einen beklagenswerten Umstand durch einen Brand zerstört worden. Da aber unser ehrwürdiger Bruder der Erzbischof und die gewählten Söhne des Kölner Kapitels die Kirche selbst, in der die Körper von drei Heiligen ruhen, durch ein kostspieliges Werk erneuern (wiederherstellen) wollen, . . .“

Vorausgesetzt, das Wort „reparare“ meint in der Kölner Urkunde den Neubau und nicht ebenfalls die Renovierung des abgebrannten Domes, ist ein Vergleich angebracht. Jedoch ist der Ablassbrief für den Kölner Bau erst nach dem Brand gegeben worden, der ja gelegt worden war, um Platz für einen gotischen Neubau zu schaffen. Immerhin besteht ein Unterschied darin, daß in der Regensburger Urkunde ausdrücklich auf eine Reparatur hingewiesen wird, während in der Kölner nur die Zerstörung durch das Feuer genannt wird.

Im Zusammenhang mit diesen Fragen ist ein Hinweis in der Chronik des Laurentius Hochwart bezüglich der Weihe eines Altares wichtig.

30. Juni 1254

„Caeterum his turbis sedatis Episcopus Albertus ad reconciliandum Templum profanatum animus adjecit, et anno Domini MCCLIII. Indictione II. prid kalend Julii dedicatum est ab eodem Episcopo Altare et Monasterium S. Petri Cathedralis Ecclesiae“³³.

Übersetzung: „Nachdem die Unruhen beigelegt waren, hat sich der Bischof Albert angeschickt, den profanisierten Tempel wiedereinzusetzen, und am 30. Juni des Jahres 1254 ist von diesem Bischof der Altar und die Kirche (Kloster) der Kathedrale St. Peter geweiht worden.“

Der Grund für die Entweihung war die Verwüstung der hochstiftlichen Besitztümer einschließlich des Dombezirks und St. Emmerams im November 1250 durch die Truppen des Königs, der sich damit für den Überfall des Bischofs auf den Brautzug des Kaisers gerächt hatte. Als der daraufhin vom Bischof angezettelte Mordanschlag auf König Konrad mißlang, mußte der Bischof fliehen und konnte sich nach Böhmen retten³⁴. Am 29. Juli 1251 versöhnte sich das Domkapitel wieder mit der Stadt Regensburg³⁵. Die Wiedereinweihung des geschändeten Domes fand am 30. Juni 1254 durch den Bischof statt.

Der Indulgenzbrief des Papstes ist am 13. August 1254 verfaßt, also zu einem Zeitpunkt, als die Ausbesserungen am alten Dom abgeschlossen, oder zumindest soweit gediehen waren, daß man die Kirche wieder hatte einweihen können. Der Ausdruck „opere sumptuoso“, der allerdings direkt neben „reparatione“ steht, und der auch in der Kölner Urkunde vorkommt, kann unter Umständen auf die Planung eines Neubaues hindeuten, wenn es sich nicht ebenfalls bei diesem Begriff um eine Formel handelt. Möglich wäre, daß man zwar mit dem Gedanken an einen Neubau spielte, ihn aber noch nicht angefangen hatte, wie man den Papst glauben ließ, um das Geld parat zu haben, wenn man bauen wollte.

³² Zitiert nach Hasak, Der Dom zu Regensburg, 164.

³³ Chronik des Laurentius Hochwart, abgedruckt bei Andreas Felix Oefele, *Rerum Boicarum Scriptores I* (1763) 206 und Oefele II, 505.

³⁴ Gemeiner I, 357 ff.; J. Staber, *Kirchengeschichte des Bistums Regensburg* (1966) 46.

³⁵ Regensburger Urkundenbuch, bearb. von J. Widemann I (1912 = *Monumenta Boica* 53) 40 (im Folgenden gekürzt: RUB).

Die Zweifel an einem tatsächlichen Beginn des Neubaus im Jahre 1250 scheinen gerechtfertigt, wenn man die vom Papst gegebenen Ablassstage für beide Bauten vergleicht. So gibt Papst Innozenz IV. für die Spenden zum Kölner Neubau 1 Jahr und 40 Tage Ablass³⁶, für die Spenden zum Regensburger Bau dagegen nur 40 Tage.

Die inhaltliche Interpretation der Quellen, die für einen Baubeginn um 1250 herangezogen werden, bleibt zweideutig und kann das Datum 1250 als Baubeginn auf keinen Fall belegen. Durch die Einbeziehung der Quellentexte in den historischen Zusammenhang erscheint es wahrscheinlich, daß sich die genannten Quellen auf den alten Dom beziehen und von dessen Ausbesserung sprechen, vielleicht aber nach 1254 die Anlage eines Neubaus geplant war.

Die nächste Erwähnung des Dombaues ist in einem Indulgenzbrief des Bischofs Konrad von Freising zu finden, gegeben am 9. Mai 1274.

„Nos Chunradus dei gra Frisingensis Ecclesie Epus, omnibus presens scriptum intuentibus volumus esse notum, quod cum Ecclesia Ratisponensis casu fortuito ignis foragine funditus sit destructa, nec sine auxilio fidelium et consilio salutari valeat reformari, auctoritate dni nri Jhu Xpi, et beatorum, aplorum Petri et Pauli confifi sufragio omnibus elemosinas suas conferentibus et subsidium fabricam ad eandem, ... Datum Lugduni in Concilio generali anno dimini 1274. VII. Idus Maii“³⁷.

Übersetzung: „Wir Konrad, von Gottes Gnaden Bischof der Freisinger Kirche, wollen allen, die dieses Schreiben sehen, Kund tun, daß die Regensburger Kirche durch Zufall durch ein Feuer von Grund auf zerstört worden ist, und nicht ohne die Hilfe und den gnadenreichen Rat der Gläubigen wiederhergestellt werden kann, ...“

Der Bischof gewährt Ablass all denen, die für die Regensburger Kirche, die einem Brand zum Opfer gefallen ist, mit Spenden helfen. Dieser Indulgenzbrief ist von weiteren 18 Erzbischöfen und Bischöfen unterschrieben, wodurch mit einem großen Gewinn durch die Spendenden gerechnet werden konnte. Der Brand am 20. April 1273, den die Bischöfe zum Anlaß nehmen, die Gläubigen zu Spenden aufzurufen, ist auch bei mehreren Chronisten erwähnt³⁸. Dieser Brand galt seit Schuegraf als Anlaß zum Baubeginn des gotischen Domes, bis Hasak 1916 die neue Datierung vorschlug. Schuegraf meinte, der alte Dom sei abgebrannt bis auf die Grundmauern, wie die Chronisten berichten, und daraufhin der neue Dom begonnen worden. Er stützte sich u. a. auf die Chronik des Laurentius Hochwart, der die Grundsteinlegung für den neuen Dom am 22. April 1275 angibt und eine Altarweihe am 30. Juni 1276 nennt³⁹.

Nach einer neueren Untersuchung kann die Grundsteinlegung durch Bischof Leo von Thundorfer zu diesem Termin gar nicht erfolgt sein. Er weihte am 24. April die Marienkirche in Raitenhaslach am Chiemsee. Bei Berücksichtigung der damaligen Reisegeschwindigkeit konnte er am 22. April nicht mehr in Regensburg gewesen sein⁴⁰.

³⁶ M. Hasak, *Der Dom des hl. Petrus zu Köln am Rhein* (1911) 17.

³⁷ Ried I, 350 f.

³⁸ Schuegraf, in: VO 11 (1847) 77, Anm. 14.

³⁹ Schuegraf, in: VO 11 (1847) 71 ff.; Oefele I, 208 f. und II, 505 ff.

⁴⁰ P. Mai, *Bischof Leo Thundorfer. Ein Regensburger Patriziersohn auf der Kathedra des hl. Wolfgang (1262—1277)*, in: *Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg* 10 (1976) 69 f.

Ob das Datum für die Weihe der Marienkirche in Raitenhaslach am Chiemsee am 24. April 1275 richtig ist, konnte nicht untersucht werden.

Selbst wenn Leo tatsächlich zu dieser Zeit am Regensburger Dom eine Grundsteinlegung vorgenommen hat, so muß das nicht bedeuten, daß der gesamte Neubau zu diesem Zeitpunkt begonnen worden ist. Es war durchaus üblich, bei Beginn der Bauarbeiten an den verschiedenen Bauteilen Grundsteine zu legen. An diesen Grundsteinlegungen konnten auch mehrere Personen teilnehmen, je nach ihrer Beteiligung an der Finanzierung des jeweiligen Bauteils ⁴¹.

Alle Forscher sind sich einig darin, daß im Jahre 1273 der romanische Dom gebrannt hat und nicht der begonnene Neubau. Wie sich aus der erneuten Auswertung des Grabungsberichtes von Karl Zahn ⁴² ergeben hat, ist jedoch nicht das romanische Langhaus, sondern das Westwerk abgebrannt (siehe weiter unten).

Im Jahre 1296 läßt sich Bischof Heinrich II. von Roteneck ausdrücklich im alten Dom — in choro majoris, veteris tamen Ecclesiae — begraben ⁴³. Aus der Formulierung „veteris“ geht hervor, daß es um diese Zeit ganz bestimmt einen neuen Bau, den heutigen Dom zumindest im Neubau gegeben haben muß. Drei Jahre später müssen schon Teile eingewölbt gewesen sein, denn aus dem Jahre 1299 ist eine Urkunde erhalten, in der Chunrad von Luppurg für seine Frau Heilwig und sich selber drei Messen stiftet für einen Grabplatz vor dem St. Andreas Altar im neuen Dom ⁴⁴. Laurentius Hochwart berichtet in seiner Chronik von der Beisetzung Bischof Leos von Thundorfer im Jahre 1277 „ante altare St. Andreae“ ⁴⁵, ohne zu sagen, ob sich der Altar im alten oder neuen Dom befindet. Nach Schuegrafs Meinung ist Leo schon im neuen Dom begraben ⁴⁶. Wahrscheinlicher ist jedoch, daß sich der Bischof im alten Dom beisetzen ließ, da sich 20 Jahre später Bischof Heinrich von Roteneck noch im alten Dom begraben läßt.

Schuegraf weist selbst darauf hin, daß in der Stiftungsurkunde des Grafen von Luppurg und dessen Frau der St. Andreas Altar im Jahre 1299 als noch undotiert bezeichnet wird. Das bedeutet, daß selten Messen gelesen wurden, und das wiederum deutet nicht auf den Grabplatz eines Bischofs hin, der doch sicherlich Messen gestiftet hätte ⁴⁷.

Einen stichhaltigen Hinweis auf einen Baubeginn vor 1274 liefert die Urkunde vom 10. Juli 1266, die einen Streitfall des Abtes mit dem Pfarrer von St. Emmeram behandelt, und die die Klausel enthält, daß im Falle der Vertrag nicht eingehalten werden sollte, eine Strafe an die Domfabrika zu zahlen ist:

10. Juli 1266

„Si autem sepedictus plebanus violaverit hmoi compositionem, et de hoc convictus fuerit per duos vel tres testes idoneos fide dignos, solvet ad fabricam Cathedralis Ecclesie Ratisponense 10 et 20 libras Ratisponense moneta ad fabricam monasterii sancti Emmerami“ ⁴⁸.

Übersetzung: „Wenn aber der genannte Pfarrer diesen Vergleich verletzt und dessen von zwei oder drei geeigneten glaubwürdigen Zeugen überführt wird, soll

⁴¹ Warnke, Bau und Überbau, 32.

⁴² Zahn, Die Ausgrabungen des romanischen Domes in Regensburg.

⁴³ Laurentius Hochwart, Liber III, in: Oefele I, 209; ebenfalls genannt bei: *continuatio Ratisponensis* in: *Monumenta Germaniae Scriptorum* XVII, 417.

⁴⁴ Ried I, 724 f.

⁴⁵ Oefele I, 209.

⁴⁶ Schuegraf, in: VO 11 (1847) 84.

⁴⁷ Schuegraf, in: VO 12 (1848) 1.

⁴⁸ Ried I, 486.

er der Fabrika der Regensburger Kathedrale 10 und der Fabrika des Klosters St. Emmeram 20 regensburger Pfunde bezahlen.“

Daraus geht hervor, daß um das Jahr 1266 der Neubau bereits begonnen war, was zwei anderen Urkunden besondere Bedeutung verleiht. Eine vom 12. Juli 1263⁴⁹ bekundet, daß Bischof Leo seinem verarmten Domkapitel den großen Zehent von St. Ulrich zur Aufbesserung deren Praebenden zukommen ließ, die zweite vom 5. August 1263⁵⁰ berichtet von einer Schenkung eines Hauses und mehreren Grundstücken auf den Altar von St. Peter durch Leo von Thundorfer⁵¹.

Der Archidiakon Eberhard von Niederalteich schreibt in seiner um 1300 verfaßten Chronik, der neue Dom sei von dem Vorgänger Bischof Heinrichs, also von Leo von Thundorf begonnen worden⁵². Diese Behauptung würde auf das Datum 1274 passen sowie auf die Zeit ab 1262, Leos Amtsantritt, nicht aber auf die Zeit um 1250⁵³.

Aus den erhaltenen Quellen lassen sich zwar einige Hinweise, keineswegs aber eine beweisbare Baugeschichte herauslesen. Die beiden in der Forschung diskutierten Daten, sowohl die Jahre um 1250 oder sogar früher, wie auch das Jahr 1274 lassen sich für einen Baubeginn nicht halten. Mit einiger Wahrscheinlichkeit läßt sich ein Zeitraum nennen zwischen den Jahren 1254 und 1266, in den die Planung und die Anfänge der Arbeiten am gotischen Dom fallen dürften. Wie weit man bis zum Jahre 1273 gekommen war, muß wohl dahingestellt bleiben. Mit Nachdruck gebaut wurde wahrscheinlich erst nach 1273, was sich auch in den sich häufenden Notizen über Baubetrieb und -verwaltung in den Quellen ab diesem Zeitpunkt spiegelt.

2. Quellen zum Baubetrieb

Neben den eben besprochenen Urkunden und Chroniken gibt es noch einige Quellen, die in Zusammenhang mit dem Baubetrieb stehen.

Urkunden, die uns Namen von Personen, die mit dem Bau zu tun hatten, überliefern, gibt es erst relativ spät. Schuegraf datiert die früheste auf ca. 1300, in der ein „Luch der Alte“ als Verwalter der Domfabrika genannt wird. Er stellt eine Quittung aus über ein Vermächtnis, das der Bürgermeister Prager dem Dombau zugewendet hat⁵⁴. Nach Schuegraf urkundet Luch der Alte zwischen 1281 und 1307, so daß er wohl in dieser Zeit das Amt des Dombauverwalters inne hatte⁵⁵.

⁴⁹ Ried I, 468.

⁵⁰ Ried I, 469.

⁵¹ Mai, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10, 70 f.

⁵² Monumenta Germaniae Scriptorum XVII, 594.

⁵³ Eine Notiz in der Chronik des Mönches Christopher Hoffmann, der kein übermäßiger Wert beizumessen ist, sei doch kurz erwähnt. Er spricht von einem Brand mit anschließender Grundsteinlegung im Jahre 1263 (Oefe I, 559). Schon ein Jahrhundert später korrigiert Laurentius Hochwart die Stelle und bezieht sie auf das Jahr 1273 (Oefe I, 108). Wenn auch diese Korrektur schon wegen des sich ähnelnden Wortlautes berechtigt erscheint, ist es doch verwunderlich, daß ein anonymer Regensburger Chronist für das Jahr 1260 schreibt: „Nota zu den selben Zeiten an Sant Oswalds Tag geschah eine Brunst zu Regensburg, und verprann der Thurm auf dem Markt und zwo Glocken verschmolzen darinnen“ (Oefe II, 505). Wieviel Wahrheit in diesen Hinweisen steckt, müßte noch untersucht werden.

⁵⁴ Schuegraf, in: VO 11 (1847) Anhang II, 237.

In einer Urkunde aus dem Jahre 1307 wird er „ecclesiae fabricae procurator“ genannt ⁵⁶.

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß das Amt des Dombauverwalters schon zu einem institutionalisierten Amt, vielleicht schon zum Beruf geworden ist, wie aus der Dauer der Tätigkeit Luchs des Alten ersichtlich wird. Häufig wurden solche Ämter von Mitgliedern des Domkapitels ausgeführt, die sich dann allerdings jährlich abwechselten ⁵⁷. In Regensburg scheint um diese Zeit die Zuständigkeit für die Spendeneinnahme und sonstige Finanzverwaltung schon an den Rat der Stadt übergegangen zu sein. Trotzdem versuchten Bischof und Domkapitel ihren Einfluß auf den Dombauverwalter nicht ganz zu verlieren. Im Jahre 1281 bekommt der Verwalter Luch von Bischof Heinrich in Einverständnis mit dem Domkapitel ein Leibgeding auf dem Itemhofe zu Egolfsheim, das dem Bischof selbst vom Domkapitel verliehen worden war ⁵⁸.

In einer Urkunde des Niedermünsters wird im Jahre 1306 die Witwe des Dombaumeisters Ludwig — „magistri Ludwici operis sancti Petri Rat.“ — genannt ⁵⁹. Die Anrede „discreta domina“ für die Witwe des Dombaumeisters Ludwig in der Urkunde des Niedermünsters weist, nach Ansicht Schuegrafs, auf eine Zugehörigkeit zu den Ratsgeschlechtern hin. Entweder war Ludwig Regensburger Bürger und man wählte ihn für den Bau, oder, falls er von außerhalb kam, sicherte man ihn sich für längere Zeit, indem man ihn durch Verleihung von Grundstücken und die Aufnahme in den Rat an den Ort band.

Am 6. Februar 1318 urkunden der „Thumbmaister Albrecht und Maister Heinrich der Zimmermann von dem Thum“ als Zeugen eines Hausverkaufs ⁶⁰.

Beide Ämter, sowohl das des Verwalters, als auch das des Bauleiters hatten ein hohes soziales Ansehen und wurden gut belohnt. So konnte der Verwalter Luch im Jahre 1307 Grundstücke von der Regensburger Kirche kaufen ⁶¹.

3. Quellen zur Bauträgerschaft

Die Verhältnisse in Regensburg im 13. Jahrhundert waren sehr verworren und von mehreren, auch kämpferischen Auseinandersetzungen selbst innerhalb der Stadtmauern geprägt. Besonders um die Mitte des Jahrhunderts gab es heftige Kämpfe zwischen dem Bischof und den Bürgern, die meist der Kaiserlichen Partei angehörten und sich nach und nach ein eigenes politisches Handlungsrecht innerhalb der Stadt erkämpften.

Die uns hier interessierende Frage ist die nach der Bauträgerschaft am Dombau in der für den Neubau des Chores in Frage kommenden Zeit, also in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Die drei Parteien, die sich damals gegenüberstanden, waren der Bischof, das Domkapitel und die Bürger der Stadt.

Schon im Jahre 1247 beschloß das Domkapitel gegen die Interessen des Bischofs, der ihm wohlgesonnene Leute dort unterbringen wollte, daß nur Adelige und Gelehrte — wobei wohl Patrizier eingeschlossen waren — aufgenommen werden

⁵⁵ Schuegraf, in: VO 11 (1847), 238.

⁵⁶ RUB I, 118.

⁵⁷ Warnke, Bau und Überbau, 106.

⁵⁸ RUB I, 65; Ried I, 554, 573; Schuegraf, in: VO 11 (1847) 94.

⁵⁹ Schuegraf, in: VO 11 (1847) Anhang III, 238.

⁶⁰ RUB I, 194.

⁶¹ RUB I, 118.

sollten⁶². In der oben erwähnten Urkunde vom 22. November 1250 hatte sich das Domkapitel direkt an den Papst gewandt, um einen Ablass für den Wiederaufbau der Domkirche zu gewinnen, den als einziger in seiner Diözese der Bischof geben kann. Auf diese Weise konnte dieser umgangen werden, der sich sowieso die meiste Zeit außerhalb Regensburgs aufhalten mußte. Als im Jahre 1250 Bischof Albert I. die Stadt verlassen hatte, weil der von ihm angezettelte Mordanschlag auf König Konrad mißglückt war und die Truppen des Königs brandschatzend durch Regensburg zogen, war es das Domkapitel, das sich noch in Abwesenheit des Bischofs mit den Bürgern aussöhnte⁶³. Die weitgehende Selbständigkeit des Domkapitels und seine Unabhängigkeit und Handlungsfreiheit zeigt sich von Neuem bei dem Rücktritt Bischof Alberts I., das auf Bestreben des Domkapitels zustande kam.

Leo von Thundorfer, der im Jahre 1262 nach der Wahl durch das Domkapitel auf die Regensburger Kathedra kam, entstammte selber diesem Kapitel. Eine seiner ersten Taten war dann auch, seinem Kapitel zur Aufbesserung deren Einkünfte den großen Zehent von St. Ulrich zu verleihen⁶⁴.

Schuegraf verweist auf die Wappen, die seitlich der Obergadenfenster am Domchor angebracht sind und lobt das dankenswerte Engagement sowohl Leos, als auch das der Familie der Zande. „Diese verkünden euch, daß die Zande von Regensburg zu dem Beginn und Grunde des herrlichsten aller Bauwerke Teutschlands das größte Opfer gebracht haben . . .“⁶⁵. Was Schuegraf Opfer nennt, kann allerdings auch ganz anders gedeutet werden. Bürgerwappen am Chor einer Bischofskirche neben dem Wappen des Bischofs, in gleicher Größe, dieses jedoch durch doppelte Anzahl übertreffend, — das legt den Schluß nahe, daß der Bischof auch einiges an Rechten und Verantwortung bezüglich des Dombaus an die Bürgerschlechter der Stadt hatte abgeben müssen. Eine Verlagerung der Verfügungsgewalt am Dombau zu Gunsten der Bürger dokumentiert sich auch darin, daß es um das Jahr 1280 schon gebräuchlich war, kein Testament ohne Beitrag zu Gunsten der Domfabrik zu hinterlassen. Auch bei Verträgen wurde die Klausel eingeschaltet, daß Zinsen bei Nichteinhaltung der Abmachungen „zum Werke des Thumbs“ verwendet werden sollten⁶⁶.

Ab dem Jahre 1281 urkundet bereits der Patrizier Luch der Alte als Verwalter der Domfabrika. Das bedeute, daß die Verwaltung schon in den Händen der Bürgerschaft lag, die ihrerseits Leute mit dem Amt beauftragte.

Es dürfte schwierig sein, eindeutige Zuständigkeiten für die Dombauverwaltung festzustellen, noch dazu bei der beschränkten Auswahl an Quellen, wie sie hier verwendet werden konnte. Wahrscheinlich entspricht eine scharfe Trennung gar nicht der Realität, sondern die Verantwortung wird sich langsam vom Bischof über das Domkapitel zu den Räten der Stadt hin verschoben haben. Vielleicht gab es auch eine Kirchenpflegschaft, in der sowohl Kanoniker als auch Laien Mitspracherecht besaßen und die Verwaltung gemeinsam inne hatten⁶⁷.

Selbst wenn man in diesen Fragen aus den überlieferten schriftlichen Quellen eindeutige Ergebnisse erhalten würde, bliebe die Frage: wie macht sich eine solche Verlagerung der Zuständigkeit konkret am Bau bemerkbar?

⁶² Gemeiner I, 347.

⁶³ RUB I, 40.

⁶⁴ Ried I, 468.

⁶⁵ Schuegraf, in: VO 11 (1847) 79.

⁶⁶ Schuegraf, in: VO 11 (1847) 94.

⁶⁷ Warnke, Bau und Überbau, 50 f.

*Kritik der Thesen Günter Galls und Folgerungen für die Baugeschichte
nach dem Grabungsbericht von Karl Zahn*

Im Jahre 1951 veröffentlichte Günter Gall seine Dissertation über die Baugeschichte des Regensburger Domes⁶⁸. Die Ergebnisse, zu denen er gekommen ist, seien kurz skizziert:

Die überlieferte Altarweihe aus dem Jahre 1254 bezieht Gall auf die Verlegung des Hauptaltars aus den Westteilen des romanischen Domes in die Ostteile. Am zehnten Langhauspfeiler soll die Kirche abgemauert und sollen die westlich davon gelegenen Teile, das Querhaus sowie das Westwerk abgebrochen worden sein, mit der Absicht, den gotischen Dom zu beginnen⁶⁹. Der frei gewordene Platz reichte jedoch nur für die Anlage der beiden Nebenchöre und die Südwände der drei Vorchorjoche des Hauptpolygons, den südlichen Anbau, die südliche Querhauswand und die ersten Joche der Außenwand des südlichen Seitenschiffs. Das Hauptpolygon wollte man, nach Ansicht Galls, später als regelmäßigen 5/8 Schluß an die drei Vorchorjoche anschließen.

Im Jahre 1273 brannte angeblich das romanische Langhaus. Nach Galls Meinung verkürzte man es wiederum um vier Joche, schloß es am sechsten Langhauspfeilerpaar mit einer Mauer ab und legte in die weiter benutzten sechs Joche sowie in die Apsis einen neuen Estrich. Nun war der Platz frei geworden, um auch das Hauptpolygon anfügen zu können. Aus Zeitgründen und weil der Brand die Planung durcheinandergebracht hatte, änderte man jedoch den Plan und verkürzte das Hauptpolygon um ein Joch mit dem Resultat, daß nur die drei mittleren Seiten des Polygons an die schon bestehenden drei Vorchorjoche angebaut wurden.

Gall gründet seine Thesen auf die Interpretation des Grabungsberichtes von Karl Zahn⁷⁰ sowie auf Formenvergleiche, mit denen er die Planänderung im Bereich des Hauptpolygons belegen wollte. Dabei ging er nicht von Beobachtungen am Bau aus, sondern versuchte, seine Thesen am Bau zu verifizieren. Es kann nicht bestritten werden, daß ihm einige Ungenauigkeiten unterliefen. Seine Ergebnisse sind seitdem nicht auf ihre Richtigkeit hin überprüft, oft aber als Grundlage der Baugeschichte herangezogen worden⁷¹.

Im Folgenden soll gezeigt werden, daß sowohl die Auswertung der Ausgrabungen als auch die Planänderungsthese in sich widersprüchlich sind und die Ergebnisse Galls in manchen Punkten berichtigt werden können.

1. Untersuchung der Bautätigkeit bis zum Brand 1273

Um seine These eines Baubeginns vor dem Jahre 1273 zu beweisen, untersucht Gall die Grabungsberichte von Karl Zahn und versucht, den schrittweisen Abbruch des romanischen Domes an Hand von Mauerresten und Brandspuren, die bei den Grabungen zu Tage traten, zu rekonstruieren. Während sich einige dieser Mauer-

⁶⁸ Gall, *Der Regensburger Dom*.

⁶⁹ Eine ähnliche Ansicht vertrat 1932 schon K. Busch, *Regensburger Kirchenbaukunst* 1160—1280, in: VO 82 (1932) 61 f. Seiner Theorie nach wurde nur das Querhaus, nicht jedoch das Westwerk abgerissen.

⁷⁰ Zahn, *Die Ausgrabungen des romanischen Domes in Regensburg*

⁷¹ Z. B. A. Hubel, *Der Dom zu Regensburg* = Schnell & Steiner Kunstführer Nr. 41 (1975). — Altmann, in: *Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg* 10 (1976).

züge eindeutig als Abmauerungen des romanischen Langhauses identifizieren lassen, ist es bei einem sehr unwahrscheinlich. Auf diesen stützt sich die erste These Galls.

Wie schon gesagt, sieht Gall in der 1254 genannten Altarweihe die Einweihung des Hauptaltars, nachdem er aus den Westteilen in die Ostteile des romanischen Domes verlegt worden war. Danach sollen die westlichen Gebäudeteile, die nun ohne Funktion waren, abgerissen und das Langhaus am 10. Pfeilerpaar abgemauert worden sein, damit man auf den nun frei gewordenen Flächen mit dem Bau des gotischen Chores beginnen konnte. Da der gewonnene Platz nicht für die Anlage des gesamten Chores ausreichte, sollen, so behauptet Gall, nur die beiden Nebenchöre mit dem südlichen Anbau, sowie die Südwand des Hauptchores begonnen worden sein. Diese These beruht auf der Interpretation eines Mauerstücks in Höhe des 10. Langhauspfeilerpaares, das bei Zahn erwähnt ist⁷². Gall argumentiert: „Auffallend ist nun, daß westlich dieser Abmauerung keine Brandspuren zu erkennen waren, während sie östlich gut beobachtet werden konnten. Der Teil östlich dieser Abmauerung muß bis zum Brand 1273 noch benutzt worden sein, während der Teil westlich davon bereits abgetragen war“⁷³.

Dazu sind zwei Dinge zu sagen:

I. Aus dem Grabungsbericht geht nicht eindeutig hervor, daß es sich bei dem Mauerstück wirklich um eine Abmauerung des Langhauses handelt, wie Gall annimmt. Das zwei Meter breite Mauerstück reichte von der Jochmauerung der nördlichen Arkadenreihe des alten Domes bis an die Fundamente des gotischen Domes. Da Zahn nur die nichtüberbauten Teile des alten Domes ausgraben konnte, konnte er dieses Mauerstück nicht weiter verfolgen als bis an die Fundamente des gotischen Domes. Dieses freigelegte Stück kann nicht länger als zwei Meter gewesen sein. Es ist durch nichts belegt, daß sich der Mauerzug wirklich bis zur südlichen Arkadenreihe fortsetzte. Wegen seiner Breite von zwei Metern kann er ebensogut als Fundamentbestandteil angesehen werden, vielleicht als Widerlager für die gotischen Treppen, die vom Domumgang knapp bis auf das romanische Terrain herabreichten. Aus der Verwendung des harten, gelben Mörtels, den er auch an den Fundamenten des gotischen Domes sowie an den anderen Abmauerungen gefunden hatte, folgerte schon Zahn, daß die Mauer aus der Erbauungszeit des neuen Domes stammt (siehe weiter unten).

II. Einfach falsch ist die Behauptung Galls, westlich dieses Mauerstücks seien keine Brandspuren gefunden worden, während sie östlich häufig vorkamen. Bei Zahn sind an folgenden Stellen Brandspuren genannt:

1. An den Chorstufen⁷⁴, wobei nicht ganz klar ist, ob der romanische Estrich, der von Zahn mit II a bezeichnet wurde, damals schon bestand oder erst später an die Chorstufen herangezogen wurde.

2. An der Südwand des sechsten Langhausjochs, auf Estrich II a und den darüberliegenden Steinschichten der Südwand⁷⁵.

3. An der Trennwand zwischen Querhaus und Seitenschiff auf Estrich II a⁷⁶.

⁷² Zahn, Ausgrabungen, Grube XVII, 47/48.

⁷³ Gall, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte XVII (1953) 61.

⁷⁴ Zahn, Ausgrabungen, Grube III, 29.

⁷⁵ Zahn, Ausgrabungen, Gruben XV₁ u. XV₂, 44.

4. An der Nordmauer des Querhauses neben der Pforte zum Eselsturm, oberhalb eines weiteren romanischen Estrichs, II b genannt ⁷⁷.

5. An den Mauern des gesamten Eselsturms sowie an den in ihm steckenden Holzstücken, mit Ausnahme des gotischen Glockenstuhls ⁷⁸.

Von den genannten Brandspuren befinden sich zwei, nämlich die an den Chorstufen und die am sechsten Langhauspfeiler östlich, eine in Höhe des Mauerzuges, und zwei westlich davon, nämlich die beiden am Eselsturm. Auffällig und von Gall nicht berücksichtigt ist nun, daß nur an einer Stelle, und zwar der vierten genannten, die Brandspuren über dem Estrich II b festgestellt wurden. Die anderen Brandspuren befinden sich alle über dem älteren Estrich II a. Estrich II b ist eine jüngere Auflage auf Estrich II a, stammt aber ebenso wie dieser aus romanischer Zeit. Estrich II b war derjenige, der den Fußboden bedeckte, bevor man im 13. Jahrhundert die sechs Langhausjoche abmauerte (siehe weiter unten), und die gotischen Estriche III a und III b einzog.

Da die Brandspuren sich bis auf die eine Ausnahme alle auf dem älteren Estrich II a befinden, kann es sich bei diesen nicht, wie Gall behauptet, um Spuren von dem Brand von 1273 handeln, sondern offensichtlich um die eines Brandes, der früher stattgefunden hatte.

Die an vierter Stelle genannten Brandspuren, an der Anschlußwand zum Eselsturm, sind von Gall völlig ignoriert worden. Sie setzten erst über dem jüngeren Estrich II b ein und waren an der Wand gut zu beobachten. Diese Spuren stammen mit Sicherheit von dem Brand 1273. Dieser Tatbestand stößt die ganze Theorie Galls um, denn das bedeutet, daß das romanische Westwerk beim Brand 1273 noch gestanden haben muß und in Mitleidenschaft gezogen wurde, worauf auch die Brandspuren im Eselsturm hindeuten. Von einem späteren Brand können diese nicht stammen, denn der gotische Glockenstuhl im Eselsturm wurde im 19. Jahrhundert bei den Restaurierungsmaßnahmen gut erhalten angetroffen ⁷⁹.

Einen Beleg dafür, daß im Jahre 1273 die Westteile des romanischen Domes gebrannt haben, lieferten auch die Quellen. Wie schon erwähnt, berichten die Chronisten einhellig von einem Brand im Jahre 1273, bei dem die Glocken schmolzen ⁸⁰. Die Glocken können jedoch nur geschmolzen sein, wenn der Dachstuhl des Westwerks gebrannt hat, woraus folgt, daß das Westwerk bis 1273 noch gestanden hat.

Das Fehlen von Brandspuren oberhalb des jüngeren romanischen Estrichs II b in den östlichen Teilen des romanischen Domes legt den Schluß nahe, daß das Westwerk bereits repariert war und der Brand gar nicht auf die Ostteile übergreifen konnte. Die Zwischenteile müssen schon abgerissen und in diesem Zwischenraum der gotische Chorraum begonnen worden sein.

Das führt zu der Frage nach dem Abschluß der romanischen Ostteile. Am sechsten Langhauspfeilerpaar war von Zahn ebenfalls ein Mauerzug gefunden worden ⁸¹. Er bestand aus zwei unterschiedlich starken Mauerstücken, von denen das dickere 2,30 Meter breit war und das südliche Seitenschiff durchzog, das dünnere,

⁷⁶ Zahn, Ausgrabungen, Grube XXVIII, 60.

⁷⁷ Zahn, Ausgrabungen, Grube XVIII, 50.

⁷⁸ Zahn, Ausgrabungen, 64.

⁷⁹ Zahn, Ausgrabungen, 64.

⁸⁰ Schuegraf, in: VO 11 (1847) 77, Anm. 14.

⁸¹ Zahn, Ausgrabungen, Gruben XVI und XXV, 44 ff.

1,0 Meter dicke, schloß das Mittelschiff ab. Merkwürdigerweise stießen diese beiden Mauerzüge nicht ganz zusammen, sondern ließen hinter dem sechsten Stülpfeiler einen Abstand von 0,40 bis 0,50 Meter zueinander frei⁸². Östlich dieser Abmauerung war der gotische Estrich III b eingezogen, der vermutlich auch im ganzen nördlichen Seitenschiff gelegen hat. Jedenfalls ist er auch im nördlichen Seitenschiff in Höhe des nördlichen gotischen Anbaus gefunden worden⁸³.

Diese Abmauerung am sechsten Pfeilerpaar kann in Verbindung mit dem dazugehörigen Estrich III b eindeutig als Abschlußmauer bei der Verkürzung des romanischen Langhauses angesehen werden, mit dem Zweck, den Bauplatz für die gotische Choranlage zu schaffen. Der auf diese Weise entstandene Raum war so bemessen, daß die *gesamte* Choranlage begonnen werden konnte. Gall datierte diese seiner Ansicht nach zweite Abmauerung in die Zeit nach dem Brand von 1273.

Da der Brand von 1273 jedoch nur das Westwerk erfaßte und nicht auf die östlichen Langhausjoche übergriff, müssen die sechs Langhausjoche vor 1273 abgemauert gewesen sein.

Die Abmauerung fällt zeitlich mit der Planung des gotischen Neubaus zusammen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Renovierungsmaßnahmen, von denen die päpstliche Urkunde des Jahres 1254 spricht, sich auf diese Umbauten beziehen.

Aus der erneuten Auswertung des Grabungsberichtes ergab sich, daß das romanische Langhaus auf sechs Joche reduziert und mit dem gotischen Estrich III b ausgestattet seit circa 1254 in Gebrauch war. Bis zum Jahre 1273 hat das romanische Westwerk noch gestanden. In dem frei gewordenen Zwischenraum zwischen dem Westwerk und den sechs Langhausjochen wurde die gotische Choranlage, vermutlich in den Jahren nach 1260, begonnen. Das romanische Querhaus, das ja nun ohne liturgische Funktion war, könnte als Überdachung für den Bauplatz des nördlichen Nebenchores gedient haben⁸⁴. 1273 ist das Westwerk bis auf den Nordturm, den heutigen Eselsturm, abgebrannt. Die Vermutung liegt nahe, daß man es angezündet hatte, um den Platz für das gotische Querhaus frei zu machen. Auf das romanische Langhaus konnte das Feuer nicht übergreifen.

Eine Vorstellung der Bausituation vor dem Brand 1273 gibt eine Rekonstruktion Zahns, der sie allerdings erst nach 1273 ansetzte⁸⁵.

Die Schlußfolgerung, die Gall aus seiner These einer zweimaligen Abmauerung zog, ist, daß der Hauptchor erst nach 1273 an die beiden Nebenchöre angesetzt werden konnte, weil vorher seiner Meinung nach der Platz noch nicht geschaffen war und erst durch den Brand frei geworden ist. Diesem Argument ist, wie gezeigt wurde, die Basis entzogen. Doch auch noch Galls zweite These, mit der er eine Planänderung im Bereich des Hauptpolygons beweisen will, soll untersucht werden.

2. Untersuchung einer möglichen Planänderung im Bereich des Hauptpolygons

Aus seiner Auswertung des Grabungsberichtes folgerte Gall, daß die mittleren drei Seiten des Hauptpolygons erst nach 1273 in einer zweiten Bauphase an die schon errichteten Bauteile angefügt worden seien.

⁸² Zahn, Ausgrabungen, 44.

⁸³ Der ebenfalls gotische Estrich III a befand sich anscheinend nur unter dem Chorstühl und als Ausgleich an den Chorstufen, über die Estrich III b ganz hinwegging.

⁸⁴ Für diesen Hinweis danke ich Herrn Dr. A. Hubel.

⁸⁵ Zahn, Ausgrabungen, Abb. S. 83.

Der Vergleich mit anderen Bauten, die ebenfalls gestaffelte Dreiapsidenchöre besitzen — St. Stephan (Wien), St. Bartholomäus (Kolin), St. Stephan (Kourim), Wallfahrtskirche Straßengel (Steiermark), Gelnhausen, Offenbach am Glan, St. Sebald (Nürnberg), Wimpfen —⁸⁶, brachte Gall auf den Gedanken, auch in Regensburg müsse, analog zu diesen Bauten, ein regelmäßiger, allseitig belichteter 5/8 Chorschluß geplant gewesen sein. „Die angeführten Beispiele, die sich durch Ordensbauten vermehren ließen, erweisen die Regensburger Lösung mit den unbelichteten Nord- und Südwänden der Hauptapside als ganz vereinzelt und legen die Vermutung nahe, daß auch in Regensburg eine ähnliche Lösung wie in den angeführten Beispielen geplant war“⁸⁷. Diese Argumentation geht von idealtypischen Vorstellungen aus und berücksichtigt in keiner Weise die tatsächlichen Verhältnisse, unter denen die verschiedenen Bauten entstanden sind.

Eine bessere Lösung sieht Gall in einer Choranlage mit seitlichen Türmen, drei Vorchorjochen und einem allseitig belichteten, regelmäßigen 5/8 Chorschluß. Er vermutet, daß wegen des Brandes von 1273 diese ursprüngliche Absicht aufgegeben wurde. Dabei hätte man auf die beiden Chortürme verzichtet, und die Choranlage um ein Vorchorjoch verkürzt, indem man die mittleren drei Seiten des Polygons an die schon bestehenden drei Vorchorjoch angeschlossen und das östlichste Vorchorjoch mit den drei Polygonseiten zu einem unregelmäßigen 5/8 Schluß verband.

Um diese Thesen zu belegen, versucht Gall am Bau einerseits Hinweise auf eine Planänderung, andererseits für eine Bauunterbrechung im Bereich des Hauptpolygons zu finden.

In der Abweichung des äußeren vom inneren Aufbau des Hauptpolygons, die sich in der Unregelmäßigkeit der Stellung der Strebepfeiler zeigt, sieht Gall einen Hinweis auf die Zugehörigkeit zu verschiedenen Plänen.

Er konstatiert auch eine Abweichung der äußeren Achse, die durch die Strebepfeiler gegeben ist, von der inneren, die durch das Gewölbe bestimmt ist. Diese äußere Achse gewinnt er zeichnerisch auf dem Plan durch die Halbierung der äußeren Wand zwischen den mittleren beiden Strebepfeilern. Durch weitere Achsen, die durch die Stellung der Strebepfeiler bestimmt sind, konstruiert er Schnittpunkte, die er einem „imaginären Schlußstein“ gleichsetzt. Diese Schnittpunkte liegen jedoch bis zu einem knappen Meter auseinander. Ebenso wenig läßt sich die äußere Achse in diesen „imaginären Schlußstein“ einbeziehen.

Es zeigt sich eindeutig, daß auch Galls Konstruktion zu keinem regelmäßigen 5/8 Schluß führt. Alles, was damit bewiesen ist, ist die Tatsache, daß bei dem Versatz der Strebepfeiler in den Winkeln wie auch in den Abmessungen Fehler unterlaufen sind⁸⁸.

Im Inneren ist diese Unregelmäßigkeit ausgeglichen. Der Fehler beim Versatz der Strebepfeiler wurde offensichtlich bald bemerkt, und so setzt die Korrektur auch außen bereits in der unteren Wandzone, die zwischen den Strebepfeilern liegt, ein. Die Fenstereinschnitte in der unteren Wandzone beziehen sich bereits auf die Achsen der Polygonfenster. Diese sitzen, um die Unregelmäßigkeit der Strebepfeiler im inneren Wandaufbau auszugleichen, außen nicht in der Mitte zwischen den Strebepfeiler (Abb. 1).

⁸⁶ Gall, *Der Regensburger Dom*, 36.

⁸⁷ Gall, in: *Zeitschrift für Kunstgeschichte* XVII (1953) 64.

⁸⁸ Zu diesem naheliegenden Schluß kam auch schon die ältere Forschung, z. B. Zahn.

Diese Diskrepanz zwischen Außenbau und Innenbau führte Gall an, um eine Verkürzung des ursprünglichen Planes nachzuweisen. Da er annimmt, daß die drei mittleren Polygonseiten an das schon bestehende östlichste Vorchorjoch angesetzt wurden, müßten sich am Bau Hinweise auf eine Baufuge finden lassen. Galls Argumentation sei der Deutlichkeit halber zitiert: „Eine spätere Einfügung des (südlichen) Strebepfeilers 5 an den Anbau ist außen durch eine Baunaht nach der Untersuchung des Hüttenmeisters nicht zu erkennen. (Anm. 182, Die Steine gehen über die Ecke vom Strebepfeiler in die Ostanbauwand, so daß der Strebepfeiler im Verband mit der Ostwand steht.) Da aber Bauabschnitte in den gesamten Ostteilen des Domes nur durch einen Profilwechsel festzustellen sind, ist das Fehlen einer sichtbaren Baunaht kein Beweis für gleichzeitige Entstehung“⁸⁹.

Wäre dies der einzige unstimmige Punkt in einer sonst schlüssigen Beweiskette, könnte die Argumentation Galls insofern berechtigt sein, als die Möglichkeit besteht, daß am Anbau Wartesteine stehengelassen wurden, an die man dann anbauen konnte. So ist es jedoch nicht. Innerhalb der Theorie Galls ist dieser Punkt einer von vielen, die unbegründet sind und sich gegenseitig stützen sollen. Die von Gall vorgeschlagene Baugeschichte kann nicht aufrechterhalten werden.

Seine Behauptung, die von ihm konstruierten zwei Bauphasen unterschieden sich in den Formen, widerlegt er selber, ohne daraus Schlüsse für seine These zu ziehen. Er stellt fest, daß im Hauptpolygon, also seiner Ansicht nach in der zweiten Bauphase, die Blendarkaden sehr ähnlich gestaltet sind wie im Südchor, also der ersten Bauphase. Während er nun das Argument der *Formveränderung* als Anhaltspunkt für verschiedene Bauphasen heranzog, um einen Bauabschnitt am Südpfeiler zu kennzeichnen, ist für ihn *Formübereinstimmung* ebenso ein Beweis für die Zugehörigkeit zu verschiedenen Bauphasen: „Es werden also in der zweiten Bauperiode Bauteile verwendet, die von der ersten Hüttenbelegschaft gearbeitet worden sind“⁹⁰.

„Die Werkgruppe des Außenbaus hatte schon größere Mengen von Werksteinen vorgearbeitet, die noch nicht versetzt werden konnten. Nur so kann die Tatsache erklärt werden, daß die Strebepfeiler außen den Gesetzen des ersten Planes folgen und vor allem auch die Steinmetzzeichen der ersten Bauperiode an Teilen der Hauptapside auftauchen, die bestimmt erst — wie die Ausgrabungen ergaben — in der zweiten Bauperiode errichtet worden sind“⁹¹.

Würde es sich um profilierte Steine handeln, wäre die Schlußfolgerung berechtigt. Unprofilierte Quadersteine, mit denen Strebepfeiler errichtet werden, verpflichtet jedoch zu keinem Plan.

Aus Galls Versuchen, seine Thesen zu untermauern, wird meistens das Gegenteil dessen offensichtlich, was er beweisen wollte. Seine Baugeschichte erweist sich als hypothetisch und konnte in den meisten Punkten eindeutig widerlegt werden.

⁸⁹ Gall, Der Regensburger Dom, 42.

⁹⁰ Gall, Der Regensburger Dom, 46.

⁹¹ Gall, Der Regensburger Dom, 47.

Baubeobachtungen

Ergaben die Untersuchungen bis jetzt eine Annäherung an die historischen und praktischen Umstände, unter denen die gotische Choranlage begonnen wurde, so soll jetzt die Eigenart des Baues selber charakterisiert werden.

Die Analyse des Baues läßt sich in zwei verschiedene Bereiche aufteilen, die Untersuchung der Bautechnik und die Untersuchung der verwendeten Bauformen.

Durch die Beschreibung der Bautechnik lassen sich Hinweise auf die Arbeitsweise der Bauleute sowie auf die Organisation der Bauhütte, die in Regensburg tätig war, gewinnen. Ebenso läßt sich der Grad der Fortschrittlichkeit der Bauhütte innerhalb des damaligen Spielraumes ablesen.

1. Bautechnische Einzelheiten

a) Material und Vorkommen

Die Steine zum Bau des Domes stammen aus einem Steinbruch bei Kapfelberg, von Regensburg aus donauaufwärts gelegen. Für das 15. Jahrhundert ist ein Schiff überliefert, das ständig die Steine vom Bruch zur Baustelle beförderte⁹². Es ist anzunehmen, daß seit Baubeginn im 13. Jahrhundert das Material auf diese Weise transportiert wurde. Den Bruch kannten und benutzten schon die Römer seit dem 2. Jahrhundert nach Christus. Im Hochmittelalter befand er sich lange im Besitz der Dombauwerken von Regensburg und Passau⁹³.

Es handelt sich um einen grobkörnigen, haltbaren und gut zu bearbeitenden Kalkstein. Die östlichen Teile des Domes sind fast ausschließlich aus diesem Material gearbeitet. Der später verwendete grüne Sandstein aus den Brüchen in der Nähe von Abbach erwies sich als weit weniger haltbar und muß laufend erneuert werden⁹⁴.

b) Steingrößen

Auffallend sind die enormen Steingrößen, die verwendet wurden. Nicht selten sind Steine, deren Länge über einen Meter und Höhe über einen halben Meter betragen. Ausschließlich mit Steinen dieser Größe wurde z. B. an der Südchor-Südwand, sowohl unterhalb als auch oberhalb der Blendarkaden gebaut. Auch die Blendarkadenprofile sind in Steine dieser Größenordnung geschlagen.

Während die übrigen Blendarkaden aus kleineren Steinen zusammengesetzt sind, besteht die Blendarkade, die den Durchgang vom Nord- zum Hauptchor bildet, aus ungewöhnlich großen Stücken. Die gesamte Stirnwand zwischen den beiden inneren Spitzbögen bis hin zum Profil des umfassenden Rundbogens besteht aus einem Stein.

Eine Partie kleinerer Steine befindet sich an der Südchor-Nordwand oberhalb der hängenden Konsolen der Blendarkaden. Diese Zone hebt sich deutlich gegen die darunterliegende ab, die aus großen Steinen besteht.

Es lassen sich jedoch nicht auf Grund der Steingrößen bestimmte Bauteile voneinander absetzen. Vielmehr scheinen die Steine wahllos versetzt worden zu sein. Das zeigt sich zum Beispiel an den beiden Wänden im zweiten Vorchorjoch des

⁹² Schuegraf, in: VO 16 (1855) 163.

⁹³ R. Triebe, Die staatliche Dombauhütte in Regensburg, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976) 460.

Hauptchores, wo ein völlig chaotischer Steinverband sichtbar wird. Selbst in großen Höhen werden noch riesige Steine verwendet und unregelmäßig neben kleineren gesetzt. Einzelne Lagen können nicht mehr nachvollzogen werden. Diese beiden Wände unterscheiden sich, was Steingrößen und Verband anbelangt, nicht.

Eine wesentliche Vereinheitlichung bei den Steingrößen ist auch in den späteren Teilen des Baus nicht festzustellen. Steingrößen und Steinverband an der Nordwand des nördlichen Seitenschiffes weisen die gleichen Merkmale auf wie in den Chorteilen.

Bei diesen Steingrößen müssen die Hilfsmittel zum Versatz entsprechend stabil gewesen sein. Das Instrument, mit dem die Steine in ihre Lage gebracht wurden, muß der Wolf gewesen sein, denn es lassen sich keine Zangenlöcher beobachten.

Eine durchgehende Verwendung der Zange in der Längsrichtung der Steine, wobei die Angriffslöcher in den Stoßfugen sitzen würden, ist unwahrscheinlich, weil einige Steine wegen ihrer Länge dafür ungeeignet sind. Zumindest an ihnen müßten Zangenlöcher an den Quaderspiegeln sichtbar sein. Der Versatz mit der Zange wäre auf diese Weise umständlich und zeitraubend, weil der Stein nicht in einem Zug versetzt werden kann, wie etwa mit dem Wolf oder der Zange, wenn der Stein an den sichtbaren Flächen angegriffen wird⁹⁵.

c) Fugen

Die Fugen sind sehr breit, circa ein bis zwei Zentimeter. Oftmals ist der Mörtel über die Steinkanten hinausgestrichen, so daß die Fugen noch breiter und vor allem unregelmäßig erscheinen. Schmalere Fugen sind nur an speziellen Wandstücken, wie zwischen Basis und Säulenschaft, oder den einzelnen Teilstücken der Blendarkaden zu beobachten. Die größten Fugen treten an den Anschlußstellen zwischen solchen nach Maß gehauenen Stücken und den anschließenden Wandflächen auf. Gute Handwerker brachten beim Quaderbau gemörtelte Fugen von weniger als einem Millimeter Breite zustande⁹⁶. Solche Preßfugen sind in Regensburg in St. Emmeram anzutreffen. Diese Vergleichszahl mag die außergewöhnliche Breite der Fugen am Domchor verdeutlichen.

Die Steinflächen und Kanten sind nicht sehr gerade und fein ausgeschlagen, so daß die Unregelmäßigkeiten durch den großzügigen Umgang mit Mörtel auszugleichen versucht wurden.

d) Randschläge

Merkwürdigerweise sind nur an wenigen Stellen Randschläge zu beobachten. Am Außenbau treten sie häufiger auf als innen. Eventuell sind durch die Bemalung und deren Entfernung bei der Reinigung des Domes im 19. Jahrhundert Bearbeitungsspuren des Originalbestandes verloren gegangen. An einigen Steinen sind circa ein bis zwei Zentimeter breite Randschläge vorhanden, die in einem Winkel von etwa 45 Grad geschlagen wurden. Im allgemeinen weist ein Fehlen der Randschläge auf eine nachträgliche Bearbeitung des Steines bereits am Versatzort, jedoch

⁹⁴ Triebe, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10, 459 f.

⁹⁵ Zeitgenössische Darstellung, die den Gebrauch der Zange zeigen finden sich in: G. Binding, Norbert Nussbaum, Der mittelalterliche Baubetrieb nördlich der Alpen in zeitgenössischen Darstellungen (1978) T 20, T 30, T 4, T 5. — Eine Abb. für den Versatz mit dem Wolf in: K. Friedrich, Die Steinbearbeitung in ihrer Entwicklung vom 11. bis zum 18. Jahrhundert (1932) Abb. 114.

⁹⁶ Der Dom zu Speyer, bearb. von H. E. Kubach und W. Haas = Die Kunstdenkmäler von Rheinland-Pfalz, Bd. 5 (1972) Bd. I, 179.

vor dem Versatz, hin. Das würde aber in Regensburg bedeuten, daß sehr viele Steine nachgearbeitet wurden, ohne daß dadurch ein besonders guter Steinverbund erreicht wurde. Auch gehen nicht alle Schläge an einem Stein gleich tief in den Quaderspiegel hinein. Manche Randschläge verlaufen eher zick-zack als in einem geraden Band. Stellenweise sind die Randschläge unter dem über die Steinkanten gestrichenen Mörtel verborgen.

e) Quaderspiegel

Die Steine sind alle mit der Zahnfläche bearbeitet⁹⁷. Sie tritt in mehreren Stärken auf. Die Quaderspiegel der glatten Steine an den Wänden sind mit einem sehr groben Instrument behauen, die Oberfläche ist uneben. Eine feinere Ausführung kann man an den nach Maß geschlagenen Stücken, z. B. an Diensten und Blendarkaden beobachten. Fein geglättet sind die Steine allerdings auch hier nicht. Nur sehr wenige Steine sind im Stich gehauen, die allermeisten auf der Bank.

Das Arbeiten im Stich ist die wesentlich schnellere und fortschrittlichere Bearbeitungsweise, weil die ganze Schlagkraft des Steinmetzen auf den Stein übertragen wird und so effektiver genutzt werden kann als beim Behauen auf der Bank. An anderen Bauten des 13. Jahrhunderts, z. B. in Straßburg, wurde nur im Stich gearbeitet, worauf die schnelle Fertigstellung dieses Langhauses zurückzuführen ist⁹⁸. Das gleiche Verfahren ist in Regensburg schon im 12. Jahrhundert angewendet worden, wo um circa 1184 am Langhaus von St. Jakob mit der Fläche im Stich gearbeitet wurde⁹⁹. Merkwürdigerweise hat sich diese Technik nicht lange gehalten und wurde zu Gunsten einer komplizierteren wieder aufgegeben.

Einige Steine zeigen einen Bearbeitungsschlag senkrecht zur Lage, andere wiederum schräg dazu. An vielen Quadern ist die Richtung allerdings nicht einheitlich, sondern die Schläge gehen unregelmäßig durcheinander. Welche Spuren zum Originalbestand gehören und welche von einer späteren Bearbeitung stammen, konnte nicht eindeutig festgestellt werden.

An einigen Steinen sind geritzte Linien zu beobachten. An Steinen glatter Wandflächen sind sie wohl als geplante und dann nicht ausgeführte Ausklinkung zu verstehen. Stellenweise gehen diese Ritzungen über mehrere Steine, was erkennen läßt, daß sie erst an bereits versetzten Steinen vorgenommen wurden. Vielleicht sollte dort nachträglich ein anderer Stein eingesetzt werden. Zu welchem Zweck allerdings ist unklar. Eine andere Erklärung wäre, daß diese Linien als Versatzmarken dienen. Dann müßten sie jedoch öfter vorkommen. Ebenfalls zu beobachten sind sie einige Male an profilierten Steinen, und zwar in der Verlängerung einer Profilierung. Dort könnten sie ein Hinweis auf den Arbeitsvorgang sein. Vielleicht wurde das Profil auf den Stein mit Linienritzungen vorgezeichnet, wobei das auszuschlagende Profil nicht der Länge der Ritzung entsprach, sondern die Linie nur den Verlauf festlegte.

f) Versatz

Wenn auch glatte Wände einen ziemlich chaotischen Steinverbund aufweisen, so gibt es doch bestimmte Bauglieder, bei denen ein bestimmtes Versatzschema zu beobachten ist. Ein eindeutiges Prinzip beim Versatz der Joche tritt an der Südchor-

⁹⁷ Zur Steinbearbeitung und dem Werkzeug allgemein s. K. Friedrich, Die Steinbearbeitung in ihrer Entwicklung vom 11. bis zum 18. Jahrhundert.

⁹⁸ Friedrich, Steinbearbeitung, 65.

⁹⁹ Friedrich, Steinbearbeitung, 51.

Südwand auf. Dort sind die Dienstbündel mit den an sie anschließenden Gewänden der Blendarkaden zusammen versetzt und meist aus den gleichen Steinen gehauen. Die Wand ist zwischen diese Bauglieder eingefügt. Schon oberhalb der Blendbogen läßt sich dieses Prinzip nicht mehr feststellen. Die Wand stößt nicht mehr an die Steine der Dienstbündel an, sondern seitlich der Dienste ragen Teile der Steine in den Mauerverbund der Wände hinein. Diese sogenannten Wartesteine bestimmen jedoch nicht die Höhe der Lagen an der Wand, so daß nicht eindeutig gesagt werden kann, ob Dienstbündel und Wand gleichzeitig oder nacheinander aufgeführt wurden. Dieses Problem stellt sich an allen Dienstbündeln.

Ein sonst am Bau selten anzutreffender regelmäßiger Versatz der Werksteine ist an den Strebepfeilern zu sehen. Die äußeren Teile, die durch die Durchgänge abgesondert werden, sind massiv aufgemauert, wie man aus dem Fugenverlauf erkennen kann. Hier wurde auch auf durchgehende Lagen geachtet, wobei zu einer Lage vier bis zehn Steine gehören. Die Lagen sind sowohl am einzelnen Strebepfeiler als auch von Strebepfeiler zu Strebepfeiler unterschiedlich hoch.

Auch an den Durchgängen der Strebepfeiler ist ein Versatzschema zu erkennen. Vom Kämpferpunkt aus sind die Steine strahlenförmig angeordnet, ein keilförmiger Stein bildet den Schlußstein. Doch sind diese Steine keineswegs in der Größe genormt, sondern für jeden Strebepfeiler sind verschiedene Steine verwendet worden; das Prinzip ist das gleiche (siehe Skizze 1). Diese Technik ist an allen Strebepfeilern des Chores und der Südseite bis zum Südturm zu finden. Das bedeutet entweder, daß diese äußeren Teile der Strebepfeiler alle zur gleichen Zeit aufgeführt wurden, oder daß man auch in späteren Bauzeiten diese Technik beibehielt. Dieses Prinzip, das für die Konstruktion von Spitzbogen logisch erscheint, findet sich auch an einem Blendbogen an der Südseite des Querhauses neben dem Südportal, sowie in vereinfachter Form an den inneren Spitzbogen der Blendarkaden im südlichen Chorchaupt; nicht aber an den formgleichen Blendarkaden im Nordchorhaupt.

Ebenfalls nach dem gleichen technischen Prinzip sind die Blendarkaden an der Süddor-Südwand, im südlichen Seitenschiff sowie im Hauptchor gebildet (siehe Skizze 2). Die Deckplatte der Arkaden trägt meist das Zeichen \blacklozenge , was eventuell auf einen Steinmetz hinweist, der auf dieses Werkstück spezialisiert war.

g) Gerüstlöcher

An einigen Stellen sind im Steinverbund quadratische Löcher ausgespart, in denen während des Bauens die Gerüstbalken befestigt waren. Im südlichen Nebenchor befinden sich diese Löcher an den Stirnwänden des Polygons neben den Kapitellen. Im Hauptchor liegen sie etwas höher unter den spitzbogigen Wandausschnitten, die den Chor von den Sakristeien trennen. Am Außenbau sind die erst in der unteren Fensterzone über dem Gesims in den Strebepfeilern zu finden. Ein weiteres Loch ist an der südöstlichen Polygonwand unter dem Gesims an der Naht zum Strebepfeiler sichtbar. In einigen Löchern stecken noch Reste des Gerüstholzes. Mit diesen Holzresten wäre es möglich, eine dendrochronologische Untersuchung vorzunehmen¹⁰⁰.

¹⁰⁰ Dendrochronologie ist eine Methode, mit der anhand der Jahrringe das Alter des Holzes bestimmt werden kann. Den genauen Zeitpunkt des Einschlages kann man nur ermitteln, wenn auch Rinde an dem betreffenden Holzstück vorhanden ist. Sind diese und eventuell Teile des Holzes durch die Bearbeitung verloren gegangen, so ergeben sich Un-

h) Steinmetzzeichen

Im südlichen und nördlichen Nebenchor kommen Steinmetzzeichen häufig vor, etwas seltener im Hauptchor. Da das Hauptchorpolygon durch die Orgel fast völlig verbaut ist, ist anzunehmen, daß noch mehr Zeichen vorhanden sind, die jetzt unzugänglich gemacht sind. Einige Marken treten in allen drei Chören auf, einige nur an bestimmten Bauteilen. Es ist durchaus möglich, daß sich Steinmetzzeichen auch in den Stoß- und Lagerfugen befinden¹⁰¹. Dies ist vor allem bei Steinen der Fall, bei denen der Quaderspiegel nicht von den anderen Seiten unterschieden wurde¹⁰².

Auf eine Aufstellung der gefundenen Zeichen wird verzichtet. Es sei auf die systematische Sammlung von Bauschinger und Gurlitt¹⁰³ verwiesen.

Ein Zeichen fällt besonders ins Auge, weil es oft an den gleichen Bauteilen, nämlich den Blendarkaden, auftaucht. Es handelt sich um das Zeichen X . Dieser Steinmetz hat eine ganze Reihe von profilierten Bogen der Blendarkadenreihe geschlagen, und zwar im südlichen Nebenchor und im Hauptchor. Diese Werkstücke sind nach dem gleichen Schema angefertigt worden (siehe Skizze 2). Das Zeichen befindet sich jedoch auch an weniger komplizierten Steinen, so daß man von einer Spezialisierung nur bedingt sprechen kann.

Eindeutige Versatzmarken konnten nicht festgestellt werden¹⁰⁴.

i) Schablone

Links neben der Türe am Pfeiler auf der südlichen Trennwand zwischen Haupt- und Nebenchor befindet sich eine Schablone einer Gewölberippe oder eines Profils. Das Profil ist aus dem Stein so herausgeschlagen, daß die Mauerflucht, die durch die Erhabenheit von etwa zwei Zentimetern entsteht, im Pfeiler nach oben fortgesetzt wird (siehe Skizze 3). Diese Schablone diente wohl zum Anhalten der geschlagenen Werkstücke oder besser gesagt, sie sollte dazu dienen. Denn am ganzen Chor ist kein entsprechendes Profil verwendet worden¹⁰⁵. Da es das einzige Stück dieser Art ist, und es sonst keine Schablonen für ausgeführte Profile mehr gibt, muß die Frage nach der Funktion offen bleiben.

k) Schlüsse auf den Baubetrieb

Aus den Beobachtungen zum handwerklichen Betrieb geht hervor, daß die Arbeiten alles andere als effektiv waren. Sowohl beim Bearbeiten der Steine als auch beim Versetzen wurden Methoden angewendet, die an anderen Orten schon wesentlich überholt und durch neue, den Bauvorhaben entsprechende, ersetzt waren. In

genauigkeiten für jeden fehlenden Zentimeter von bis zu zehn Jahren. Für das Datum des Baubeginns des Regensburger Domchores kann mit dieser Methode eventuell nur ein frühes Datum ausgeschlossen werden, da die diskutierten Daten sich in einem Zeitraum von nur 20 Jahren bewegen.

¹⁰¹ A. Wolff, Die älteste Bauplastik des gotischen Kölner Domes, in: Kölner Domblatt, 26./27. Folge (1967) 80.

¹⁰² Kubach und Haas (1972) 544.

¹⁰³ E. Gurlitt und O. Bauschinger, Sammlung der Steinmetzzeichen am Dom zu Regensburg und deren Auswertung für die Baugeschichte des Domes, Manuscript 1927, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von F. Dietheuer, in: VO 117 (1977) 207 ff.

¹⁰⁴ Ein gutes Beispiel für Versatzzeichen befindet sich am Nordportal der Dominikanerkirche in Regensburg. Am Türbogen sind an den Ecken der Steine Großbuchstaben eingemeißelt, wobei beim Versatz gleiche Buchstaben nebeneinander zu liegen kamen.

¹⁰⁵ Nach Angabe des Dombaumeisters Triebe.

Frankreich setzte sich zu Beginn des 13. Jahrhunderts eine Rationalisierung an den Bauhütten durch, ohne die die enormen Bauvorhaben kaum hätten bewältigt werden können. Es wurde ein Verfahren bei Steinbearbeitung und Versatz entwickelt, bei dem die Steine serienmäßig nach genormten Schablonen geschlagen wurden und dann unabhängig von einer bestimmten Stelle am Bau versetzt werden konnten. Diese Technik hängt mit der Benutzung von detaillierten Architekturzeichnungen zusammen. Ein wirtschaftlicher Vorteil war, daß auch im Winter in der Hütte ein Vorrat an Steinen geschlagen werden konnte, der dann als erstes bei besserem Wetter versetzt wurde. Auf diese Weise konnte man den bis dahin relativ unproduktiven Winter produktiv nutzen, was sich natürlich auf die Schnelligkeit, mit der die Bauten errichtet wurden, auswirkte¹⁰⁶.

Die einzige Rationalisierung, die an der Regensburger Baustelle angewandt wurde, ist die Verwendung von annähernd gleichen Werkstücken für den Versatz von gleichen Bauteilen. Jedoch war auch hier dem ausführenden Steinmetzen weitgehend freie Hand gelassen, denn z. B. die Profilierungen der Blendarkaden unterscheiden sich, bei oberflächlich betrachtet großer Ähnlichkeit, im Detail doch erheblich voneinander. Für einige Formen muß es Schablonen gegeben haben, z. B. für Dienstbündel und Blendarkaden. Es kann sich nur um zweidimensionale Schablonen gehandelt haben. Vielleicht waren es nur Zeichnungen auf dem Boden, an die der Steinmetz das Stück anhalten und die Profile kontrollieren konnte. Jedoch ist dieses Prinzip nicht einmal an allen Blendarkadenformen angewandt worden. Die Blendbogen in den Nebenchorhäuptern sind nach keinerlei erkennbarem Prinzip zusammengefügt. Die Steine wurden in unterschiedlichen Größen und Formen nebeneinandergesetzt.

Im Bruch wurden die Steine so groß, wie es die natürlichen Gesteinslagen erlaubten, herausgebrochen und grob zurecht gehauen. Nach dem Transport zur Baustelle wurden sie dort von Steinmetzen gründlich bearbeitet und in diesen unterschiedlichen Größen zum Versatzort befördert. Am Bau suchten sich die Bauleute die passenden Steine aus dem Stapel aus und schlugen sie nochmals für den jeweiligen Versatzort in die richtige Größe zurecht. Diese Form der Organisation war unwirtschaftlich, weil oftmals Arbeiten doppelt gemacht, bzw. die einzelnen Arbeitsschritte nicht miteinander koordiniert waren. So wurde die Arbeit des Steinmetzen dadurch wieder teilweise zunichte gemacht, daß die Steine am Versatzort nachgeschlagen werden mußten.

Während an einer straff organisierten Hütte wie oben beschrieben das Spezialistentum ausgeprägt wurde — es bildeten sich reine Steinmetz- und reine Versatzkolonnen heraus —, muß in Regensburg der Steinmetz zugleich Versetzer gewesen sein, weil er beide Arbeiten nebeneinander ausführen mußte.

Über die Zahl der am Bau Beschäftigten gibt es unterschiedliche Meinungen. Als höchste Schätzung wurden 250 Steinmetzen als „harter Kern“ der Dombauhütte gerechnet und einschließlich Gesellen, Lehrlingen und wandernden Bauleuten 450 Steinmetzen angegeben¹⁰⁷. Für die Arbeiten am Kölner Dom wurden 24 Steinmetzen, mit Lehrlingen und Versetzern 35—40 errechnet. Etwa 70—100 Handwerker dürften insgesamt am Bau beschäftigt gewesen sein¹⁰⁸. Bei dieser Zahl sind

¹⁰⁶ Zu diesem neuen Verfahren in der Ile-de-France siehe: Dieter Kimpel, *Le développement de la taille en série dans l'architecture médiévale et son rôle dans l'histoire économique*, in: *Bulletin monumental* tome 135 — III, année 77.

¹⁰⁷ Diethauer, in: *VO* 117 (1977) 217.

¹⁰⁸ A. Wolff, *Chronologie der ersten Bauzeit des Kölner Domes 1248—1277*, in: *Kölner Domblatt*, 28./29. Folge (1968) 114.

Bildhauer, Steinbrecher, Zimmerleute, Versetzer, Rohbossierer, Schiffsleute und Transporteure mitgerechnet. Rechnet man zu den genannten 450 Steinmetzen, die in Regensburg gearbeitet haben sollen, noch eine dieser Größenordnung entsprechende Zahl der in anderen Berufen Beschäftigten hinzu, so kommt man auf das Doppelte, also etwa 900 Arbeiter. Diese Zahl dürfte ziemlich unrealistisch sein. Bei einem flüchtigen Vergleich zwischen dem Kölner und dem Regensburger Dom wird man zu dem Schluß kommen, daß die Regensburger Hütte kleiner als die Kölner gewesen sein muß.

Handwerkliche Qualität und Organisation, wie sie sich in Regensburg zeigen, legen den Schluß nahe, daß es sich um Bauleute gehandelt haben muß, die keine Erfahrung mit großen Hausteinbauten hatten. Wahrscheinlich haben wir es nicht mit weit gereisten Bauleuten zu tun, sondern mit den am Ort ansässigen Handwerkern, die beim Bau der Bürgerhäuser in Regensburg beschäftigt waren. Nach dem Verfasser der Geschichte des Salzburger Bistums war Regensburg eine auf engem Raum dicht besiedelte Stadt¹⁰⁹. Erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts wurde der Stadtbezirk durch eine neue Stadtmauer erweitert. Eine große Anzahl der Patrizierhäuser und Wohntürme stammt aus dem 13. Jahrhundert.

Aus diesem Bedarf an Arbeitskräften läßt sich eine starke einheimische Baupruppe erklären. Neben den gelernten Handwerkern gab es ungelernete Hilfskräfte, die je nach Bedarf auf dem Bau eingesetzt wurden. Es gab in der Stadt bestimmte Orte, an denen sie sich versammelten und wohin sich die Bauaufseher wandten, wenn sie Hilfskräfte brauchten. Dieser Hinweis ist in der Ordnung von 1366 enthalten¹¹⁰. Dort heißt es: „Sie standen unter den Münzlauben und unter dem Marktturm, die Strickler an dem Rathaus.“

Diese Ordnung aus dem Jahr 1366, das früheste erhaltene Dokument, ist eine Zunftordnung, die hauptsächlich die Belange zwischen Auftraggebern und Handwerkern behandelte¹¹¹. In ihr wird hauptsächlich die Bezahlung der Arbeitskräfte geregelt. Daraus geht hervor, daß alle Bauleute tageweise bezahlt wurden. Das bedeutet, daß noch im 14. Jahrhundert in einem traditionellen, aber unwirtschaftlichen Bezahlungsmodus entlohnt wurde.

Die für den Baufortgang effektivere Bezahlung ist zweifellos der Akkordlohn, bei dem der Steinmetz pro geschlagenen Stein abrechnen kann und so sein Verdienst von seinem Eifer abhängt. Allgemein wird mit diesem komplizierteren Abrechnungsmodus das Aufkommen der Steinmetzzeichen in Verbindung gebracht. Die Steinmetzzeichen sind die Markierung, mit der ein Steinmetz die von ihm bearbeiteten Steine kennzeichnen kann, entweder jeden Stein oder den jeweils obersten eines Stapels. Dieser Bezahlungsmodus wurde an der Bauhütte angewendet, die am Dom arbeitete, wie aus den Steinmetzzeichen ersichtlich ist.

Das Verhältnis von Sommerlohn zu Winterlohn von fast zwei zu eins zeigt, daß der Zunftbetrieb im Winter ziemlich eingestellt war. Nach dem Sommerlohn gearbeitet wurde von Mitte April bis Anfang Oktober, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang¹¹².

¹⁰⁹ H. Heimpel, Die Gewerbe der Stadt Regensburg im Mittelalter, in: Beihefte zur Vierteljahresschrift für Soziologie und Wirtschaftsgeschichte, hrsg. von v. Below IX. Heft, 1926.

¹¹⁰ Gemeiner II, 143.

¹¹¹ Heimpel, Die Gewerbe der Stadt Regensburg, 291.

¹¹² Heimpel, 291.

Wenn es sich auch um zwei verschiedene Organisationen handelt, so kann man doch einige Parallelen ziehen, z. B. was den durch die Jahreszeiten bedingten Arbeitsrhythmus anbelangt. Leider sind keine schriftlichen Zeugnisse der Bauhütte aus dieser frühen Zeit erhalten. Aus der Art der Bezahlung jedoch geht hervor, daß die Hütte moderner organisiert war als die Zunft, wenn sie auch bei weitem nicht den Hütten in Frankreich gleichzustellen ist.

Die Stellung des Architekten hängt eng mit der Hüttenorganisation zusammen. An einer rationell organisierten Hütte tritt der Architekt, nach dessen Plan gebaut wird, stark in den Vordergrund, während die einzelnen Ausführenden kaum Spielraum für eigene Ideen hatten. Deshalb sind uns von solchen Hütten, wie den französischen, die Hüttenmeister oftmals namentlich bekannt.

Am Regensburger Dom wird jedoch sichtbar, daß die leitende Figur in dieser Ausprägung anfänglich fehlte. Namentlich tauchen Bauleiter erst gegen das Jahr 1300 in den Urkunden auf, was sich am Bau, wenn auch nicht unbedingt in der Bautechnik, so doch im Formenapparat niederschlug.

2. Probleme der Baukonzeption, dargestellt an drei Bauteilen

Auf eine Gesamtbeschreibung des Chöres unter Berücksichtigung aller Bauglieder wird hier verzichtet, weil diese Arbeit im Inventar ausführlich geleistet wurde¹¹³.

Die Untersuchung von drei Bauteilen und ihrer unterschiedlichen Ausführungen innerhalb der Choranlage sollen Probleme während der Bauausführung sowie deren unterschiedliche Beherrschung aufzeigen. Die aus den, auf wenige Bauteile konzentrierten Beobachtungen gewonnenen Aussagen müssen sich, wenn sie richtig sein sollen, an anderen Bauteilen verifizieren lassen.

Die ausgewählten Bauteile sind die Dienstordnung, die Trennwände zwischen den drei Chören und die Blendarkaden.

Die Dienstordnung macht ein Problem deutlich, das alle drei Chöre gleichermaßen betrifft, und das in der Anlage der aus drei Diensten bestehenden Dienstbündel besteht. Diese Disposition mußte zwangsläufig in den höher gelegenen Teilen, spätestens in der Kapitellzone, zu Schwierigkeiten führen. Die Lösung ist in allen drei Chören unterschiedlich und läßt Schlüsse auf die Anwendung unterschiedlicher Aufrißkonzeptionen zu.

Das gleiche Problem zeigt sich bei der Beschreibung der beiden Trennwände zwischen den drei Chören. Hier kommt zusätzlich zu der Bewältigung eines Systems in der Dienstordnung eine zweite Aufgabe hinzu, die der Laufgänge. Die Verbindung von beidem ist an der nördlichen Trennwand wesentlich besser gelöst als an der südlichen, woran eine Bauabfolge ablesbar wird.

Betrafen die beiden ersten erörterten Bauteile das Gerüst des Baues, so beschäftigt sich der dritte Punkt mit der Detailausführung, exemplarisch dargestellt am Beispiel der Blendarkaden.

a) Dienstordnung

Südchor

Die Dienstordnung im Polygon des Südchores besteht aus Dreierdienstbündeln, deren Dienste nicht in der Stärke voneinander unterschieden sind. Der mittlere Dienst, der die Gewölberippe trägt, ist optisch hervorgehoben, indem er vor die

¹¹³ Kdm 22/I, 48 ff.

beiden ihn begleitenden Dienste, die die Schildbogen der Wandfelder aufnehmen, vorgelegt ist. Die Kapitelle liegen alle auf gleicher Höhe, die Schildbogen sind gestelzt.

Die beiden Dienstbündel am Übergang vom Polygon zum Vorchorjoch bestehen ebenfalls aus je drei Diensten. Ihre Stärke ist unterschiedlich. Der mittlere Dienst, der den Gurtbogen trägt, ist dicker als die beiden seitlichen Dienste, die die Diagonalrippen des Gewölbes aufnehmen. Der mittlere Dienst ist ebenfalls vor die beiden jüngeren vorgelegt.

Obwohl die jüngeren Dienste am Übergangspfeiler vom Polygon zum Vorchorjoch dieselbe Funktion haben wie die mittleren Dienste im Polygon, nämlich die Diagonal- bzw. Polygonrippen zu tragen, unterscheiden sie sich in ihrer Stärke voneinander, so daß die optische Verwirklichung des funktionalen Zusammenhangs fehlt.

An dieser Stelle, am Übergang von Polygon zu Vorchorjoch fordert das Gewölbe ein zusätzliches Dienstpaar, das hier nicht vorhanden ist¹¹⁴. Statt dessen sind hinter die Diagonalrippen zusätzliche Kapitelle eingefügt, die die Schildbögen der Arkadenunterzüge aufnehmen¹¹⁵. Die Lösung ist ästhetisch wenig befriedigend und beruht auf der Vorstellung, an jedem Bogenansatz müsse sich ein Kapitell befinden. Daraus erklären sich auch die unterschiedlichen Höhen, in denen die Kapitelle der jüngeren Dienste angebracht sind: der Bogen, den die Rippe im Vorchorjoch beschreibt, ist weiter, was zur Folge hat, daß der Kämpferpunkt und damit das Kapitell tiefer sitzt als bei der entsprechenden Rippe im Chorhaupt¹¹⁶.

Das System im Chorhaupt ist gegenüber dem im Vorchorjoch fortschrittlicher, da die Schildbögen der Wandfelder gestelzt sind und die Kapitelle auf gleicher Höhe liegen.

Der unausgeglichene Eindruck, den das Vorchorjoch vermittelt, entsteht dadurch, daß das Prinzip der springenden Kapitelle nicht konsequent durchgeführt wurde. Es scheint sich hier eher um eine Notlösung zu handeln.

¹¹⁴ Ebenfalls Dreierdienstbündel finden sich im Chor von Notre Dame in Paris. Die Trennung zwischen Polygon und Vorchorjoch ist jedoch dadurch gekennzeichnet, daß im Polygon nur der rippentragende Dienst ein Kapitell besitzt, während der scheidbogen-tragende daran vorbei läuft. Am Übergangspfeiler befinden sich drei Kapitelle, eines für den Gurtbogen und je eines für Schild- und Rippenbogen zusammen. Das System der Choranlage wird nicht in der Anzahl der Dienste, sondern in der Zusammenfassung der Dienste durch die Kapitelle sichtbar.

¹¹⁵ Gall zieht als Vergleich die Johanneskapelle in Meissen heran (Gall, *Der Regensburger Dom*, 59). Die Korrespondenz zwischen Gewölberippen und Anzahl der Dienste ist hier jedoch gewährleistet, wenn auch die Schildbögen an ihren Kämpferpunkten noch zusätzliche Kapitelle bekommen.

Auch der Vergleich mit der Dienstordnung der Dominikanerkirche in Regensburg ist nicht zutreffend. Dort treffen alle Rippenprofile auf ein Kapitell auf, wie überhaupt jeweils nur eine Wandvorlage vorhanden ist. An einigen Stellen im Südkor der Dominikanerkirche weisen die Schildbögen darüber hinaus Kapitelle am Bogenansatz auf.

¹¹⁶ Das System der springenden Kapitelle hielt sich am längsten in Chorungängen, z. B. im Umgang der Kathedrale von Auxerre (ca. 1220). In Deutschland kommen sie häufig bei der Zisterzienser Architektur noch im 13. Jh. vor, z. B. an der Paradiesesvorhalle in Maulbronn (ca. 1215). Ebenso im Bischofengang des Magdeburger Domes (ca. 1230/40) und an der Abtskapelle der Zisterzienserkirche von Schulpforta (ca. 1240). Die Ähnlichkeiten werden auf die gleiche Bautruppe zurückgeführt. Siehe Friedrich und Helga Möbius, *Sakrale Baukunst, Würzburg-Wien 1964*.

Im Süddchor sind zwei verschiedene Kapitellformen verwendet worden, Kelchkapitelle mit überspringenden rechteckigen Deckplatten, zum anderen Kelchkapitelle mit achteckigen, nichtüberspringenden Deckplatten¹¹⁷. Der mittlere Dienst der Dienstbündel hat jeweils eine rechteckige, die ihn begleitenden Dienste achteckige Deckplatten. Eine eindeutige Beziehung zwischen Kapitellform und Gewölberippe kann nicht beobachtet werden. Im Vorchorjoch werden die Diagonalrippen von achteckigen, im Polygon von viereckigen Kapitelldeckplatten aufgenommen.

Die gleiche Dienstordnung wie im südlichen Nebenchor ist im südlichen Seitenschiff bis einschließlich des zweiten Pfeilers an der Südwand zu finden.

Verschieden davon sind die beiden Dienstbündel an der Südwand, die den Übergang zum Querhaus bilden. Der alte Dienst, der den Scheidbogen zum Querhaus trägt, ist stärker als alle bisher beschriebenen. Etwas jünger ist der Dienst gebildet, der vermutlich ursprünglich das Querhausgewölbe hätte aufnehmen sollen. Nach einer Planänderung des Gewölbes trägt er nun aber nur das Begleitprofil des Scheidbogens, weshalb er auch kein Kapitell besitzt. Der jüngste Dienst an diesen Bündeln ist der, der die Diagonalrippe der Gewölbe, sowohl die des Süddchores, als auch die des südlichen Seitenschiffs, aufnimmt. Die Stärke entspricht derjenigen der jungen Dienste im Vorchorjoch.

Ein besonderes Problem stellt der südöstliche Vierungspfeiler dar. Auf den ersten Blick erscheint es, als seien in ihm zwei Prinzipien, das des Langhauses und das des Chores vereint. Seine südliche Hälfte gleicht fast genau dem eben beschriebenen letzten Pfeiler vor dem Querhaus. Er besteht aus drei unterschiedlich starken Diensten, der mittlere ist zum Querhaus hin ausgerichtet. Die nördliche Hälfte des Pfeilers entspricht in der Gestaltung dem nordöstlichen Vierungspfeiler sowie dem nördlichen Dienstbündel zwischen Nordchor und Querhaus, die sich von den südlichen erheblich unterscheiden. Die Frage, die man sich angesichts des südlichen Vierungspfeilers sofort stellt, ist die nach einer Baufuge, an der das Zusammenstoßen der beiden Teile in den Steinlagen sichtbar wird. Die Steinlagen gehen jedoch durch den gesamten Pfeiler bis ungefähr zur neunten Lage von unten an gerechnet durch, was darauf schließen läßt, daß der Pfeiler in den unteren Lagen in einem Zuge versetzt worden ist.

Es bleibt die Frage, warum nicht der ganze Pfeiler nach dem neuen Prinzip gebildet wurde. Meines Erachtens ist das Vorgehen an diesem Pfeiler symptomatisch für die Arbeitsweise am Chor. Der Pfeiler ist in einem Zuge errichtet worden und besteht trotzdem aus zwei Formprinzipien. Die Vorstellung, bei jedem Formenwechsel müsse auch eine Baufuge vorliegen, erweist sich hier als irrig.

Man hat an der Südseite des Pfeilers das Prinzip des für die optische Wirkung vor allem wichtigen gegenüberliegenden Pfeilers beibehalten, allerdings eben doch nicht ganz. Eine weitere Beobachtung kommt hinzu: In den Sockeln des Süddchores bestimmen jeweils Flächen die Richtung der Gewölberippen, am nördlichen Vierungspfeiler und der nördlichen Seite des südlichen sind es Ecken. Der südliche Teil des südöstlichen Vierungspfeilers entspricht dem Prinzip des Süddchores mit der Ausnahme des jüngsten Dienstes, der zwar zum Süddchorgewölbe gehört, im Sockel jedoch schon eine Ecke aufweist.

¹¹⁷ Kelchkapitelle kommen im lokalen Bereich an der Dominikanerkirche in Regensburg vor. Sie sind durchweg mit achteckigen Deckplatten ausgestattet. Kelchkapitelle mit rechteckigen Deckplatten weist die Liebfrauenkirche in Magdeburg auf (1220—1240); s. Möbius, Sakrale Baukunst, 196.

Dieser Vierungspfeiler ist also nicht einmal auf seiner Südseite völlig dem Südchorprinzip angepaßt, sondern hier wird schon ein anderes Element mitverwendet. Die Analogie zu dem gegenüberliegenden Pfeiler ist nur in einigen, allerdings den wichtigsten Teilen beibehalten. (siehe Skizze 4).

Nordchor

Die gleiche Anordnung der Dienste, die sich im Südchor befindet, findet sich auch im Nordchor in der unteren Zone bis zur Höhe der Brüstung und mit Ausnahme des Vierungspfeilers und des Dienstbündels zwischen Chor und Querhaus wieder. Diese konnten erst nach dem Brand von 1273 errichtet werden, da vorher an dieser Stelle das romanische Westwerk stand.

Wesentlich anders dagegen ist die Lösung in der Kapitellzone und die Beziehung der Dienste zum Gewölbe. Die Kapitellzone ist vereinheitlicht, die Kapitelle sitzen, unabhängig vom Bogenanfänger, auf gleicher Höhe und sind nach dem gleichen Muster gestaltet¹¹⁸. Es handelt sich durchweg um Blattkapitelle, die sich zu einem Band zusammenfügen und die Dienstbündel umschließen¹¹⁹.

Auch im Nordchor tritt an dem Dienstbündel zwischen Polygon und Vorchorjoch das Problem auf, daß nur drei Dienste vorhanden sind, die mit den fünf Gewölberippen in Einklang zu bringen waren. Die Lösung ist wesentlich besser gelungen als im Südchor. Die drei vorhandenen Dienste nehmen den Gurtbogen und die Diagonalrippen auf, die Schildbögen münden in sehr junge Dienste, die dem Dreierbündel seitlich beigegeben sind und die auf dem Laufgang enden. Unterhalb der Brüstung ist ein Dreierbündel, darüber bis zum Gewölbe ein Fünferbündel vorhanden¹²⁰.

Hauptchor

Im Prinzip wie im Nordchor, im Detail aber noch anders zeigt sich die Dienstordnung im Hauptchor. Basen und Anlage der Dreierdienste sind wie in den beiden Nebenchören gestaltet. Wie im Nordchor bestehen die Kapitelle aus Blattornamentbändern, die in einheitlicher Höhe angebracht sind.

Im Gegensatz zum Nordchor wurden hier nun keine Dienste für die Schildbögen eingefügt. An beiden Vorchorjochen nimmt der alte Dienst den Gurtbogen und die beiden Gewölberippen auf, die ihn begleitenden jüngeren Dienste dienen als Auflager für das äußere Fensterprofil, das hier nicht als Wulst, sondern als flaches, leicht zum Fenster hin geneigtes Band gebildet ist. Die daran anschließenden inneren Teile der Fensterprofilierung des Obergadens treffen neben dem Triforium auf dem Gesims auf und enden dort¹²¹.

Der wesentliche Unterschied zwischen dem Südchor einerseits und dem Nord- und Hauptchor andererseits liegt in der Handhabung des Aufrißsystems.

¹¹⁸ Die Vereinheitlichung der Kapitelle wurde in Amiens konsequent durchgeführt, wo auch im Chorumgang die Kapitelle auf gleicher Höhe liegen.

¹¹⁹ Umlaufende Kapitellbänder kommen in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. z. B. in Reims vor, wie auch in Köln nach 1250.

¹²⁰ Eine ähnliche Lösung der Dienstordnung wurde im Querhaus von St. Denis vom St. Denis-Meister verwirklicht (ab 1233). Die direkte Fortsetzung der Gewölbeprofile in die Dienste wurde aufgegeben, indem nur noch drei Profile in die Arkadenpfeiler übernommen wurden. Die Schildbogenprofile der Fenster enden auf dem Triforium; s. Branner, St. Louis, 49. — Branner führt die nach 1240 auftauchenden Beispiele dieser Art auf St. Denis zurück.

¹²¹ Kurz sei angemerkt, daß es sich hierbei noch nicht um das System des Langhauses handelt.

Im Süddchor wurden im Chorchaupt und im Vorchorjoch verschiedene Prinzipien angewendet — Vereinheitlichung der Dienststärken und Kapitellhöhen im Chorchaupt, gestaffelte Kapitelle, unterschiedliche Kapitellformen und unterschiedlich dicke Dienste im Vorchorjoch. Eine Einheit innerhalb des Süddchores war damit unmöglich gemacht.

Durch die Vereinheitlichung der Formen in der Kapitellzone und eine logische Ergänzung der Schildbögen und deren Dienste in den höheren Wandzonen wurde im Nord- und Hauptchor eine Unterordnung aller Elemente unter ein System erreicht.

b) Trennwände

Über den Blendarkaden läuft innen an der Kirche ein Laufgang entlang, auf dem man den ganzen Dom begehen kann¹²². Dieser Laufgang umzieht die Choranlage und ist auch auf den Wandstücken zwischen den drei Chören zu finden.

An diesen beiden Stellen, den Trennwänden zwischen den Chören, hat der Gang seine Funktion als Laufgang verloren, denn es fehlt der Anschluß. Die Gänge auf den Trennwänden enden an den Vierungspfeilern. Diese Teile des Laufgangs kann man als Emporen bezeichnen, die auch als solche benutzt wurden. Ein Stich aus dem Jahre 1650¹²³ zeigt uns die Gänge als Musikemporen, auf denen Sänger und Musikanten untergebracht waren. Zum Langhaus hin war der Chor durch einen fünfarkadigen Lettner abgeschlossen, der ebenfalls als Empore benutzt wurde. Dadurch wurde der Chor ringsherum von einer Empore umschlossen¹²⁴.

Auch für das 13. Jahrhundert ist ein reges Interesse an der Musik überliefert. Im Jahre 1295 läßt Bischof Heinrich von Roteneck zwei Mönche aus dem Zisterzienserkloster Heilsbronn nach Regensburg kommen, um Chorherren und Kleriker in dem dort praktizierten neuen Gesang nach festgelegten Stimmen unterrichten zu lassen¹²⁵. Eine durchgängige Domschule mit Sängerchor für den liturgischen Dienst ist seit dem 7. Jahrhundert nachweisbar. Für das 13. Jahrhundert ist eine Reihe von Namen des Domscholaster (Leiter der Domschule) überliefert¹²⁶.

Emporen in der Form dieser Laufgänge waren geradezu eine Forderung, die an den Domneubau gestellt wurde. Die Verbindung von Trennwänden mit benutzbaren Gängen brachte eine der großen Schwierigkeiten mit sich, mit denen die Bauleiter zu kämpfen hatten.

Trennwand Hauptchor — Süddchor

Über der Blendarkadenzone sind die Arkaden des Vorchorjochs und des ersten Polygonjochs des Süddchores geöffnet, so daß eine räumliche Beziehung zwischen den beiden Chören hergestellt ist. Die Arkaden sollen von unten nach oben, vom Laufgang zum Gewölbe beschrieben werden, weil diese komplizierte Wandlösung nur aus der Funktion des Laufganges zu verstehen ist (Abb. 2 u. 3).

¹²² Laufgänge über der inneren Sockelzone besitzen z. B. ebenfalls die Kathedralen von Auxerre, Naumburg, Reims, sowie St. Denis und St. Germain en Laye; s. Branner, St. Louis, 118.

¹²³ S. Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976) Abb. 41.

¹²⁴ S. VO 117 (1977) Abb. S. 209.

¹²⁵ A. Scharnagl, Beiträge zur Musikgeschichte der Regensburger Domkirche, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976) 421. — D. Mettenleiter, Musikgeschichte der Stadt Regensburg (1866) 61 ff.

¹²⁶ Scharnagl, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10, 420, Anm. 4.

Die untere, von Blendarkaden verkleidete Mauer ist ziemlich dick, weil auf ihr der Laufgang mit den beiden Brüstungen untergebracht werden mußte. Diese Wandbreite wird schrittweise auf die Unterzugbreite im Gewölbe reduziert.

Der Pfeiler erscheint über dem Laufgang noch etwa zwei Meter hoch als Wandstück, denn der Laufgang führt durch diesen Pfeiler hindurch, wodurch diese Breite erforderlich ist. Ein erster Rücksprung erfolgt über diesem Durchgang durch ein Gesims, wodurch die Stärke der Wand vermindert wird. Darauf folgt eine Sockelzone, die darin besteht, daß durch wellenförmige Ausschnitte aus dem kubischen Wandstück drei Podeste — für jede der darauf stehenden Säulen eines — entstehen.

Diese kurzen Säulen sind ziemlich stark. Die mittlere entspricht den Diensten zweiter Ordnung der Dienstbündel an diesem Pfeiler. Sie sind jedoch nicht so eng zusammengestellt wie die des Dienstbündels, sondern auseinandergerückt und miteinander verschliffen. Sie stehen auf flachen Tellerbasen, die die Kanten der Sockelpodeste überragen. Die Kapitelle bestehen aus Kelchblöcken mit achteckigen Deckplatten.

Auf der mittleren, dickeren Säule liegt ein kräftiger, verschliffener Birnstab mit einer an ihn anschließenden tiefen, breiten Kehle auf. In die begleitenden Säulen münden ein Rundstab und eine von diesem durch eine Kante abgehobene Kehle.

Dieses Profil ist nur im ersten, schmalen Joch durchgezogen, im breiten Vorchorjoch nur am Bogenanfänger begonnen und dann in vereinfachter Form fortgesetzt. Die Bauabfolge verlief an diesen Jochen von Ost nach West.

Die Dienste am Vierungspfeiler sind ebenfalls verschliffen. Weil der Laufgang am Vierungspfeiler endet, sind sie bis auf die Trennwand heruntergezogen. Als Kapitellform wurden hier Blattornamente verwendet.

Auf den ersten Blick wirkt diese Wand sehr chaotisch, weshalb man bis jetzt immer von mehreren Planänderungen sprach. Es handelt sich aber eher um Formänderungen, die im Laufe der Bauabfolge vorgenommen wurden.

Auch bei der südlichen Trennwand läßt sich ein Prinzip herauslesen. Es wurde der Versuch gemacht, in einem additiven Verfahren die verschiedenen Elemente zusammen- und miteinander in Beziehung zu setzen. Wären beide Joche gleich groß, wäre die Lösung leichter gefallen. So ergibt sich eine Schwierigkeit daraus, daß ein schmales Joch mit einem breiten verbunden werden muß. Die Kämpferpunkte des schmalen Bogens liegen deshalb wesentlich höher als die des breiten. Eine Verbindung zwischen beiden Jochen wurde dadurch herzustellen versucht, daß die Basen der eingestellten Säulengruppe im schmalen Chorjoch mit den Kapitellen der Säulengruppe im breiten Vorchorjoch auf eine Höhe gebracht wurden. Die Basen der Säulen im breiten Joch sitzen in gleicher Höhe mit dem Gesims im schmalen Joch. Das schmale Joch ist in sich symmetrisch, das breite jedoch nicht aus dem einfachen Grund, weil am Vierungspfeiler die Forderung nach einem Durchgang durch den Pfeiler nicht mehr gegeben war.

Trennwand Hauptchor — Nordchor

Die Trennwand zwischen dem Hauptchor und dem nördlichen Nebenchor unterscheidet sich von der südlichen erheblich. Besonders auffällig gegenüber dem Südchor ist die geglückte Verbindung von Laufgang und offenen Arkadenbögen.

Der Wandaufbau ist prinzipiell der gleiche (Abb. 4 u. 5): über der Blendarkadenzone befindet sich der Laufgang, darüber öffnen sich die beiden Bögen. Der Laufgang ist hier jedoch nicht durch die Pfeiler, sondern um sie herum geführt worden. Dadurch entsteht der optische Eindruck, als ob die Dienstbündel den Laufgang

durchstoßen. In Wirklichkeit ist jedoch ein Trick angewendet worden, um der Funktion des Laufganges und der optischen Anforderung gerecht zu werden. Die Dienste sind nach hinten, die Brüstung nach vorne in den Nordchor gerückt.

Die Dreierdienstbündel, die unten mit der Wand versetzt worden sind, reichen bis zum unteren Absatz der Brüstung. Dort enden sie in kapitellähnlichen Konsolen, die zugleich das unterste Element der Verkröpfung bilden. Während das Gesims unter der Brüstung sonst mehrfach gekehlt ist, ist es an den Verkröpfungen um die Dienstbündel sowie dem zwischen beiden liegenden Stück durch den Zusatz eines Blattfrieses ausgezeichnet. Das mag zwei Gründe haben.

Erstens wird durch die Einfügung eines zusätzlichen Profils der Unterbau für die Brüstung breiter und kann weiter nach innen in den Chorraum gezogen werden. Dadurch wurde die, ohnehin sehr schmale, Laufgangbreite erreicht. Am stärkeren Dienstbündel zwischen Chor und Vorchorjoch wird zu diesem Zwecke sogar die Brüstung noch über das Gesims hinaus in den Raum des Nordchores gezogen.

Der zweite Grund ist nicht technischer Art. Das Wandfeld zwischen den beiden eben beschriebenen Verkröpfungen zeichnete sich in der unteren Zone ehemals durch eine reiche Verblendung aus. Von dieser sind nur noch Reste vorhanden, weil große Teile abgeschlagen wurden, und eine Grabplatte aus dem 15. Jahrhundert mit Maßwerkrahmung davorgesetzt ist. Von dem alten Maßwerk läßt sich noch ein dem Wandfeld einbeschriebener, aus einem Blattwerkband gebildeter Spitzbogen erkennen, dem, wie aus Ansatzstellen geschlossen werden kann, ein zugespitzter Dreipaß eingeschrieben war. Die übrigbleibenden Zwickel auf der Wand sind mit schmalen, genasteten, aus der Wand geschnittenen Lanzettbogen geschmückt. In den Zwickeln zwischen den Lanzettspitzen sitzen Rosetten. An diese Lanzettspitzenreihe schließen sich rechts und links die Blattornamentbänder der Gesimsverkröpfungen an. Diese Bereicherung der Architektur an diesem Joch läßt auf eine bestimmte Aufgabe schließen, die dieser Ort zu erfüllen hatte. Vermutlich handelt es sich um eine Grablege, die man sich ähnlich vorstellen kann wie die des Bischofs Heinrich von Absberg (1465—1492), die sich heute an dieser Stelle befindet¹²⁷. Die Planung muß schon während der Errichtung des Nordchores erfolgt sein, weil im Mauerverbund nirgends ein Hinweis auf eine spätere Einfügung des Maßwerks zu finden ist. Außerdem gleicht das Muster, nach dem die Lanzettbögen gebildet sind, genau dem der Brüstung darüber.

Hinter der Brüstung sind die Dienstbündel ein Stück zurückversetzt, um Raum auf dem Laufgang zu schaffen. Bei frontaler Aufsicht auf den östlichen Pfeiler des schmalen Jochs wird sichtbar, daß der Pfeiler oberhalb des Laufgangs aus der Flucht nach Westen verschoben ist. Am mittleren Dienstbündel zwischen Vorchorjoch und Chorhaupt ist auf dem Laufgang an der Basis der Dienste der Ansatz eines nicht ausgeführten Dienstes sichtbar. Diese verschiedenen Unregelmäßigkeiten an dieser Stelle deuten auf einen Planwechsel hin. In diesem Falle kann von einem Planwechsel gesprochen werden, weil für den Nordchor bestimmt ein festgelegter Aufrißplan bestanden hat.

Die Dienste der offenen Arkadenbögen zeigen die gleiche Ordnung wie die übrigen im Nordchor. Die Kapitelle sitzen in der gleichen Höhe — wodurch der Bogen des schmalen Jochs sehr gestelzt wird — und werden durch ein umlaufendes Blattfries gebildet. Das Dreierdienstbündel, das das Gewölbe im Hauptchor trägt, ist logischerweise nicht in das Kapitelband mit einbezogen, sondern vorgelegt. Für die

¹²⁷ S. Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10, Abb. 77.

Unterzüge der Scheidbögen zwischen Nord- und Hauptchor sind ebenfalls wie im Süden drei Dienste, ein starker und zwei schwächere, begleitende, vorhanden. Sie stehen ebenfalls auseinandergerückt und weisen eine besondere Art der Verschleifung auf. Die Verschleifung ist vom alten Dienst durch eine Kante abgesetzt.

Das Unterzugprofil unterscheidet sich von dem der südlichen Trennwand und ist genau auf die Dienstprofilierung abgestimmt: der alte Dienst trägt einen breiten, verschliffenen Birnstab, der ebenfalls wie der Dienst von einer Kante eingefaßt ist. Die Verschleifung in Form einer Kehle setzt sich ebenfalls im Scheidbogenprofil fort. Die jungen Dienste tragen dünne Birnstäbe. Das äußerste Bogenprofil, das an das Gewölbe angrenzt, wird im Chorpolygon von den begleitenden Diensten des Dreierbündels getragen wie auch im Südchor.

An dem Übergangspfeiler von Chor- zu Vorchorjoch ist dieser begleitende Dienst ebenfalls wie im Süden von der Diagonalrippe besetzt. Das äußerste Scheidbogenprofil mündet hier in den Zwischenraum zwischen dem Dreierdienstbündel des Gewölbes und dem Dreierdienstbündel der Trennwandprofile ein.

Die Brüstung zur Hauptchorseite hin ist gerade an das Dienstbündel herangezogen und wird von diesem durchstoßen. An der Südtrennwand reicht die Brüstung nur bis zu den hochgezogenen Mauerstücken.

Auffallend ist, daß die Brüstungen zum Hauptchor hin jeweils durchbrochen sind, während sie in den Nebenchören geschlossen sind. Das Bemerkenswerte daran ist nicht die Öffnung, denn die Laufgänge sind an den übrigen Stellen auch durchbrochen, sondern die Schließung der Brüstung auf den Laufgängen zu den Nebenchören hin. Was dort oben geschah, war für den Hauptchor bestimmt und nicht für die Nebenchöre.

c) Blendarkaden

Eine Besonderheit in der Verteilung der Blendarkaden ist allen drei Chören gemeinsam: Die Wandpartien, die durch die Blendarkaden als Chorhaupt hervorgehoben sind, entsprechen nicht der vom Gewölbe vorgegebenen Einteilung. Während es sich in allen drei Chören um $5/8$ Schlüsse handelt — also die Chorhäupter aus fünf Polygonseiten bestehen —, sind in der unteren Wandzone jeweils nur die drei mittleren Seiten der Polygone zu einer Einheit zusammengefaßt. Die äußeren Seiten der Polygone, die sich mit den Chorwänden in einer Flucht befinden, sind auch gestalterisch wie diese mit den gleichen Blendarkaden versehen. Dadurch gewinnen die Vorchorjoch optisch an Länge, während die Chorhäupter an Tiefe und Raum verlieren und merkwürdig flach wirken.

Südchor

Im Südchor gibt es drei verschiedene Arten von Blendarkaden, am Chorhaupt, der Südwand und der Trennwand zum Hauptchor. Die gesamte untere Wandzone ist mit Blendarkaden verkleidet. Wenn auch die Formen sehr verschieden sind, so ist ihnen das Prinzip gemeinsam: sie sind nicht vor die Wand gelegt, sondern aus dieser ausgeschnitten. Das äußerste Profil liegt in der Wandflucht, die inneren Profile staffeln sich in die Wand hinein. Man könnte ebensogut sagen, es entstehen Nischen in der Wand, was dem Betrachter seit der Einfügung von Grabplatten im 19. Jahrhundert nahe gelegt wird.

Die drei mittleren Polygonfelder sind im Südchor durch jeweils einen doppelten Blendspitzbogen gekennzeichnet, der von einem Rundbogen umfassen wird (Abb. 6). Dieser äußere Rundbogen nimmt fast die gesamte Wandbreite ein. Er stößt nicht an die Dienste an, sondern läßt zwischen sich und den Dienstbündeln einen Wand-

streifen stehen. Die inneren beiden Spitzbögen sind dicht an den äußeren Bogen herangeführt, so daß die Profile von beiden aneinander stoßen. In der Mitte treffen die beiden Spitzbögen zusammen. Die Profile enden auf dem Kapitell einer eingestellten Säule, die vor die Wand gesetzt ist. Bei den äußeren Seiten der Blendbögen ist auf Kapitele verzichtet.

Das Profil des äußeren Rundbogens besteht aus einem Birnstab, der um 45 Grad geneigt ist und auf beiden Seiten von einer tiefen Kehle begleitet wird. Der Übergang von der Kehle in die glatte Wand erfolgt nach außen hin durch eine Fassung, nach innen durch einen kleinen Rundstab. Direkt an diesen Rundstab schließt sich an den Gewändeseiten des Bogens das Profil der Spitzbogen an, das aus dem gleichen Prinzip besteht, hier aber differenziert wird. Ein Rundstab wird begleitet von zwei tiefen Kehlen. Den Abschluß des Profils bilden nach außen wie nach innen jeweils eine Fassung. Da die Nische jedoch tiefer als das Profil des Blendbogens breit ist, springt nach dieser inneren Fassung die Wand noch etwa 30 Zentimeter tief unprofiliert zurück.

Die Basis sowohl für die Seitenwände als auch für die Säule bildet eine Bank, die die Nische nach unten abschließt. Die Profile der Blendbögen reichen jedoch nicht bis zu dieser Bank, sondern enden in spitzen, schräg aus der Wand herausgeschlagenen Flächen, die übereinander gestaffelt sind und so einen Übergang zur Wand bilden. Dieses Motiv wurde in Regensburg im 13. Jahrhundert häufiger verwendet¹²⁸. Nach diesem Formprinzip sind auch die beiden anderen Wandfelder gebildet. Das nördliche besitzt die Funktion des Durchgangs zum Hauptchor. Zu diesem Zweck bilden die beiden Spitzbögen zwei offene Arkadenbögen, durch die hindurch man über mehrere Stufen zum Hauptchor gelangt.

Entlang der Südwand befindet sich eine Folge von anders gestalteten Blendarkaden (Abb. 4). Über die ganze Länge eines Joches sind Spitzbögen aneinandergereiht, die auf figürliche Konsolen aufsetzen¹²⁹. Nur jeweils an den Dienstbündeln münden die Profile in kleine Blenddienste mit Basen und Kapitellen. Die dominante Form der Blendarkadenfolgen ist der flache Spitzbogen mit einbeschriebenen Nasen.

Im Gegensatz zu den sonst üblichen Blendarkadenreihen, bei denen die Bögen auf Säulchen aufruhren, wurden hier figürliche Konsolen gewählt, die die Bögen tragen¹³⁰.

Die Profilierung des Spitzbogenmotivs besteht aus einem, von zwei tiefen Kehlen begleiteten Rundstab. Die Nasen sind aus einer Staffelung von hintereinander gelegten Birn- und Rundstäben gebildet, die durch Kehlen und Nuten voneinander abgesetzt werden. Diese Blendbögen sind also in zwei Ebenen, senkrecht und waagrecht zur Wand, profiliert.

Das Stabwerk stimmt mit dieser Arkadenprofilierung überein. Zwischen die Dienste und die Blendbögen sind starke Deckplatten eingefügt, auf denen die Bogenprofilierung aufliegt und die von den schmalen, aber hohen Blattkapitellen des Stabwerks getragen werden. Die Basen der Stäbe befinden sich ungefähr in Höhe der Schaftringe an den Basen der großen Dienstbündel.

¹²⁸ Z. B. am Westportal der Minoritenkirche, 2. Hälfte 13. Jhs., Abb. in: Kdm 22/III, 11, ebenso am Westportal der Dominikanerkirche, Abb. in: Kdm 22/II, 71.

¹²⁹ Bis auf einige Originale wurden sie im 19. Jahrhundert durch neue ersetzt.

¹³⁰ Als eines der wenigen vergleichbaren französischen Beispiele sind die Blendarkaden im Chor der Kathedrale von Auxerre zu nennen (ca. 1220).

Festzuhalten ist, daß sich trotz des einheitlichen Aussehens im Detail verschiedene Ausführungen beobachten lassen. So variieren vor allem die Basen- und Kapitellformen sowie die Anschlüsse an die großen Dienstbündel. Tiefen und Abstände der einzelnen Profilelemente differieren.

An der Nordwand des Südchores erscheint die gleiche Abfolge von Bögen. Jedoch unterscheiden sie sich von der Südwand in Proportion und Profil (Abb. 7). Das Stabwerk zu beiden Seiten der Dienstbündel gleicht völlig dem an der Südseite. Es handelt sich um Stücke, die schon mit den Diensten versetzt waren, bevor man die Wand dazwischen auffüllte und eine andere Blendarkadenform wählte. Die frei hängenden Bögen werden hier von Blattkonsolen aufgefangen. Die Bogenform ist höher und breiter als die an der gegenüberliegenden Wand. Die Profilierung ist flächig. Sie besteht aus einer breiten, aber ziemlich flachen Kehle und einem schräg zur Wand verlaufenden Band, das nur durch zwei Kerben und eine schmale Kehle gegliedert ist.

Diese Blendarkadenreihe wirkt flächig und linear im Gegensatz zu der Plastizität der gegenüberliegenden Wand.

Nordchor

Das Chorhaupt des Nordchores ist in der unteren Arkadenzone analog zu dem des Südchores gebaut. Die Blendarkaden des Vorchorjochs unterscheiden sich von denen im Südchor.

Das Prinzip im Nordchor ist einheitlich: In den schmalen Polygonseiten befinden sich je ein, im Vorchorjoch an jeder Wand zwei aufgelegte Blendspitzbögen, deren Spitzen bis an das Gesims unter der Ballustrade der Laufgänge reichen (Abb. 8).

Im Vorchorjoch sind die Blendbögen an die großen Dienstbündel herangezogen. Zwischen den beiden Bögen ist jedoch ein Wandstreifen stehengeblieben, vor den eine Säule gestellt ist, auf der je eine Figur steht. Hinter diesen Figuren sind die Wandstreifen ausgehöhlt, wodurch einerseits Nischen für die Figur entstehen und andererseits die stehengebliebenen Grate eine Rahmung für die Blendbögen bilden. Durch das Gesims der Brüstung und die Dienste werden sie zu Rechtecken ergänzt. In die zwischen der rechteckigen Rahmung und den Spitzbögen entstehenden Zwickel sind Okuli eingesetzt, deren erste Profilordnung sowohl in die des Spitzbogens als auch in die der Rahmung übergeht. Den Spitzbögen waren große Nasen einbeschrieben, die allerdings nur an zwei Stellen erhalten sind: an der östlichen Blendarkade der nördlichen Trennwand und an dem nördlichen äußeren Polygonjoch. An den übrigen Bögen sind sie abgeschlagen, doch sind ihre Spuren noch gut an der Wand zu sehen.

Die beiden äußeren Polygonseiten heben sich durch reichere Gestaltung ab. Die südliche ist besonders reich ausgeführt, wurde aber im 15. Jahrhundert umgeändert. Das nördliche besitzt in einer ersten Ordnung, wie generell an den Blendarkaden im Nordchor, einen Spitzbogen mit Okuli und rechteckiger Rahmung. Den Okuli sind in der zweiten Ordnung zugespitzte Vierpässe einbeschrieben. In die verbleibenden Zwickel zwischen Okuli und Spitzbogen sind unregelmäßige Dreistrahle eingefügt.

Das Profil besteht jeweils aus scharfen Graten. Der Grat des Spitzbogens ist begleitet von einer Kehle mit anschließendem Birnstab, an den die eingeschriebenen Nasen mit ihrem Grat anstoßen. Diese zweite Ordnung im Profil des Spitzbogens liegt bereits tiefer als die zweite Ordnung der Profile der Okuli. An den Grat der Nasen schließen sich auf beiden Seiten eine Kehle und ein Rundstab an und werden

von dem Profil des Spitzbogens aufgenommen. Diese Profilierung liegt jedoch nicht auf der Wand auf, sondern ist noch einmal unterhöhlt. Es wird der Eindruck erweckt, als sei das Profil aufgehängt.

An den Seiten liegt das Profil auf dem gleichen Stabwerk, das im Süddchor vorkommt, auf.

Die Profile der Blendarkaden im Vorchorjoch sind bis auf geringe Unterschiede gleich. Die Spitzbögen und Okuli werden von einem scharfen Grat mit anschließender breiter, flacher Kehle gebildet. Die Okuli an der Südwand besitzen eine Profilierung zweiter Ordnung, die aus scharfgratigen, zugespitzten Dreipässen besteht. In die verbleibenden Zwickel zwischen Spitzbogen und Okuli sind sphärische Dreiecke eingeschnitten. Als zweite Ordnung sind dem östlichen Spitzbogen Nasen eingezeichnet, die ebenfalls aus scharfen Graten gebildet sind.

Auf der Nordseite ist im Vorchorjoch ein einziger Okulus gefüllt, nämlich der östlichste. In ihm sitzt ein kleiner Dreipaß, von dem aus sich eine breite Kehle zu dem Grat hinzieht, der den Okulus bestimmt.

Bei dieser Form der Blendarkaden im Nordchor sind die Profile optisch vor die Wand vorgeblendet, auch wenn sie technisch aus den gleichen Steinen wie die Wand gehauen sind. Die Zweideutigkeit der Beschreibung sowohl als Blendarkaden als auch als Nischen, wie sie die Gestaltung im Süddchor nahelegte, ist hier nicht gegeben.

Diese Form der Arkaden tritt auch in der unteren Fensterzone des Hauptchorpolygons auf, wo sie als große Blendbogen vor die Fensterfront vorgeblendet sind.

Hauptchor

Die beiden Vorchorjoche des Hauptchores sind in der unteren Zone ungeschmückt. Im Polygon sind zwar alle fünf Seiten mit Blendarkaden versehen, jedoch sind die drei mittleren Polygonseiten reicher ausgeführt als die beiden äußeren. Diese mittleren Wandfelder sind schwer zugänglich, weil sie durch die Orgel, die hinter den Hauptaltar gelegt wurde, teilweise verbaut sind.

Die äußeren Polygonseiten wiesen das gleiche Prinzip von Blendarkadenfolgen auf, das sich im Süddchor an der Südwand befindet. Anstatt auf figürlichen Konsolen sitzen die Blendbögen hier auf Säulen auf. Das seitliche Stabwerk entspricht genau dem des Süddchores.

Bei der Arkadenreihe an der Südwand ist die äußere Profilierung durch eine tiefe, breite Kehle mit anschließendem Rundstab, der von der Kehle durch eine Fasung abgehoben ist, bestimmt (Abb. 9). Die folgende Profilierung der Nasen ist wieder durch eine Kehle abgesetzt, wodurch sie tiefer in die Nische zurückversetzt erscheint. Sie besteht aus einem Birnstab mit dahinter gestaffelten, mehreren Fasungen und flachen Graten. Die Profilierung reicht bis an die Wand, wenn auch das letzte Profilelement so hinter die anderen verlegt ist, daß bei frontaler Aufsicht auf die Blendarkaden der Eindruck entsteht, sie seien frei vor die Wand gesetzt.

Die Profile sind zwischen den einzelnen Bögen bis auf die Bank heruntergezogen und bestimmen dort die Form der Basen. Auf das vordere, durchlaufende Profil ist jeweils ein Kapitell aufgelegt. Hinter den Kapitellen laufen die Profile ohne Unterbrechung nach unten.

Die Profilierung an der Nordseite ist ähnlich (Abb. 10): Der Spitzbogen wird durch eine tiefe Kehle mit anschließendem Birnstab gebildet. Die Nasen, bzw. den nach unten geöffneten Dreipaß beschreibt ein kräftiger Rundstab, hinter den sich Kehlen und ein schmaler Rundstab staffeln. Zwischen diesem Profil und der Wand

besteht ein breiter Zwischenraum. Die Profilierung setzt zwischen den einzelnen Bögen auf kräftige Säulen auf, die mit Kapitellen, Deckplatten und Basen ausgestattet sind. Das Laubwerk der Kapitelle und Deckplatten zieht sich hinter der Säule bis an die Wand und stützt das unprofilerte Wandstück, das die Höhlung hinter dem Profil bildet. Die Bank, auf der die Säulen aufstehen, ist zur Mitte hin getrepppt, so daß jede Säule auf einer anderen Stufe steht. Der Nischencharakter ist bei dieser Blendarkadenreihe besonders durch die Unterhöhnung der Wand hinter den Profilen betont.

Die drei mittleren Polygonseiten sind innerhalb der gesamten Choranlage am reichsten gestaltet. Jedes Wandfeld ist mit drei Blendbögen versehen, wobei sich die beiden äußeren gleichen. Der mittlere ist von einem Wimberg¹³¹ überfangen, was ihn unter den drei Bögen eines Wandfeldes noch einmal als den reichsten kennzeichnet (Abb. 11). Auch die Profile sind reicher. Zusammengefaßt werden die drei Bögen durch ein Dreierbündel von dicken Säulen, die eng zusammengedrückt sind und von denen die mittlere etwas vor die anderen gesetzt ist. Bei den mittleren der drei Bögen ist dem Säulenbündel noch eine vierte Säule beigegeben, die vor der Wand steht und von den drei vorderen durch einen schmalen Abstand getrennt ist.

Auf den Blattkapitellen liegen Deckplatten auf, die bis an die Wand durchgezogen sind, die die Profile der Bogen auf beiden Seiten aufnehmen.

Der umfassende Spitzbogen wird von einem kräftigen Rundstab gebildet, der von zwei ebenso kräftigen Kehlen begleitet wird. An die innere schließt sich ein feiner Birnstab an. Die Profile der Nasen bestehen analog zu den Blendarkaden im Süddchor und den Arkadenfolgen im Hauptchor aus einer Hintereinanderstafelung von Birnstab, Kehle und Fasen. Sie reicht bis an die rückwärtige Wand.

Das Profil der beiden seitlichen Blendarkaden besteht aus einem großen, mehrfach abgestuften Spitzbogen. Es erreicht die Höhe, die bei dem mittleren Bogen durch den umfassenden Wimberg erreicht wird. Es besteht wie bei dem äußeren Spitzbogen der mittleren Arkadenbögen aus einem Birnstab, der auf beiden Seiten von einer tiefen Kehle begleitet wird. Es folgen ein schmaler Birnstab, eine Kehle und mehrere flach gekahlte und gekerbte schmale Streifen. Dieses Profil wird getragen von je einer der beschriebenen Säulen und den aus der Wand ausgeschnittenen Seiten einer achteckigen Säule (Abb. 12).

Gegen diese Profilierung ist von außen eine zweite, die die durch den Spitzbogen gebildete Wandfläche ausfüllt, gesetzt. Rein technisch gesehen gehört diese zweite Profilierung der Außenwand an, während die Blendarkadenprofile mit der Innenwand hochgeführt wurden.

Der Form nach handelt es sich um Blendfenster: In den profilierten Spitzbogen sind wiederum zwei Lanzettbögen, über denen sich ein großer Okulus befindet, eingesetzt. Dem Okulus ist ein Vierpaß, den Lanzetten Nasen eingeschrieben, die auf kleinen Kapitellen aufruhend. Das Profil besteht nicht aus Rundstäben, sondern aus breiten Graten, zwischen die breite Kehlen gezogen sind.

Jeder dieser Lanzettbögen sowie auch die mittleren, am reichsten profilierten Blendbögen rahmen Öffnungen, die teilweise eine reale Öffnung nach außen, teilweise nur eine Höhlung im Mauerwerk darstellen.

¹³¹ Wimberge als Arkadenbekrönung befinden sich im Innenraum im Chor von Amiens über dem Triforium (nach 1258), Branner (1965), S. 140, und in Paris an der Querhaus-Ostwand über dem Arkadenbogen (nach 1260?).

3. Zusammenfassung

a) Gemeinsamkeiten der drei Chöre

Gemeinsamkeiten lassen sich sowohl in der Konzeption der Anlage als auch in Einzelformen feststellen.

Bei allen drei Chören war die Diskrepanz zwischen dem Gewölbe und der Gliederung des Polygons in der Blendarkadenzone aufgefallen: Die beiden äußeren Polygonseiten werden gestalterisch den Vorchorjochen zugerechnet.

Dieses Merkmal veranlaßte Gall, von einer Planänderung im Bereich des Hauptchores zu sprechen. Er nahm an, die mittleren drei Seiten des Polygons entstammten einem anderen Plan und seien später an die Vorchorjoche angesetzt worden. Diese Eigenart ist jedoch ein gestalterisches Prinzip der gesamten Choranlage und gleichermaßen an allen drei Chören zu beobachten.

In Zusammenhang damit ist die Verwendung von verschiedenen Blendarkadentypen innerhalb eines Chores zu nennen. Ungewöhnlich ist, daß nicht eine Blendarkadenform um die Chöre herumgeführt ist, wie das sonst üblich war, sondern eine Unterscheidung zwischen den Choranteilen vorgenommen wurde. Die Chorhäupter sollten offensichtlich ganz besonders betont werden. Die dafür verwendeten Formen können deshalb als ranghöher angesehen werden. Im Hauptchor zeichnet sich diese ranghöhere Form der Blendarkaden in den drei mittleren Polygonseiten durch eine reichere Profilierung gegenüber den Seitenwänden aus. In den Nebenchören sind die Formen der Chorhäupter jedoch altertümlicher als die der Vorchorjoche.

Vor allem im Südchor, in dem beide Blendarkadentypen gleichzeitig entstanden sind, liegt die Vermutung nahe, daß die altertümlichere Form als die ranghöhere angesehen wurde. Im Nordchor kann diese Frage nicht beantwortet werden, da die Blendarkaden des Vorchorjochs wahrscheinlich aus einer späteren Zeit als die des Polygons stammen.

Eine weitere Gemeinsamkeit aller drei Chöre ist die durchgehende Anlage der Dreierdienstbündel. Der Übergang von Polygon zu Vorchorjoch ist in der unteren Zone in keinem der Chöre angezeigt.

b) Bauabfolge

Diese Eigenart in den Dienstbündeln deutet darauf hin, daß alle drei Chöre in der Anlage dem gleichen Konzept angehören. Wahrscheinlich wurden sie gleichzeitig begonnen, und in der unteren Zone der Basen auch die Dienstordnung festgelegt.

Eine Bauabfolge kann die Gemeinsamkeit bzw. Abwandlung der Einzelformen andeuten.

Die Blendarkaden der Südchor-Südwand finden sich in Variationen im Hauptchor wieder. Formenauffassung und Formenelemente sowie technische Bearbeitung und Versatz, aber auch die Steinmetzzeichen deuten auf eine zeitlich nahe zusammenliegende Entstehung hin.

Die drei mittleren Polygonseiten sind in den beiden Nebenchören völlig gleich gestaltet. An ihrer gleichzeitigen Entstehung kann kein Zweifel bestehen. Eine so getreue Kopie in einer späteren Zeit ist unwahrscheinlich. Auf gleichzeitige Entstehung deutet auch das Stabwerk hin, das an der Nordchor-Nordwand mit den unteren Lagen der Dienstbündel gleichzeitig versetzt worden ist. Es gehört zu den Formen der Blendarkaden der Südchor-Südwand. Man hatte offensichtlich vor, auch im Nordchor die Blendarkaden nach diesem Muster auszuführen. Da der

Platz, auf dem der Nordchor gebaut werden sollte, bis 1273 teilweise von dem romanischen Westwerk verdeckt war, konnte man nicht mehr als das Chorghaupt und das erste Dienstbündel anlegen. Die Treppe in der Nordwand oberhalb des Stabwerks spricht für eine Bauzäsur an dieser Stelle. Der nordöstliche Vierungspfeiler weist eine neue Profilierung gegenüber den älteren Dienstbündeln auf, ebenso der südliche auf seiner Südseite. Da auch im Südchor eine Bauabfolge von Ost nach West an der Trennwand zu beobachten war, liegt der Schluß nahe, daß beide östlichen Vierungspfeiler erst nach dem Brand 1273 errichtet worden sind.

c) Unterschiede in den Systemen des Süd- und Nordchores

Die unterschiedlichen Merkmale, die beide Chöre aufweisen, sollen kurz zusammengefaßt werden.

Die Konzeption, die im Südchor ablesbar wird, möchte ich additiv nennen, weil der übergeordnete Gedanke eines Systems fehlt. Bestimmten architektonischen Teilen sind bestimmte Formen und Formenfolgen zugeordnet, doch zu einem System konnten sie nicht vereint werden. Potentielle Bruchstellen innerhalb eines Systems befinden sich immer da, wo mehrere verschiedenartige Elemente aufeinander stoßen und in das System integriert werden müssen. An diesen Stellen erweist sich die Berechnung im Südchor als um eine Dimension zu klein. Hier fehlt ein Prinzip, das die verschiedenen Formen und Raumelemente unter sich vereinen könnte. An solchen Nahtstellen wird die Problematik des Südchores sichtbar.

Solche Nahtstellen sind in der Dienstordnung die Dienstbündel zwischen Chorghaupt und Vorchorjoch, ebenfalls an dieser Stelle die Beziehung des Gewölbes auf die Dienste, der südliche Vierungspfeiler, in der südlichen Trennwand die Verbindung von Laufgang und Gewölbe sowie die Herstellung eines optischen Gleichgewichts zwischen einem breiten und einem schmalen Arkadenbogen. Die Errichter des Südchores waren in der Lage, Folgen gleicher Bauteile, z. B. Blendarkaden, Wände, Dienstbündel gleicher Funktion usw. zu bauen, nicht aber, diese Dinge zu kombinieren. Ein Langhaus als eine Folge gleicher Joche wäre ihnen sicher leichter gefallen als gerade eine Choranlage, die aus der Kombination verschiedenartiger und verschiedene Funktionen erfüllender Teile besteht.

Dieses Fehlen eines Prinzips macht sich auch in der Beziehung der Einzelformen zueinander bemerkbar. Weder horizontal noch vertikal ist im Südchor eine durchgehaltene Rangordnung zu erkennen. Die beiden begleitenden Dienste im Vorchorjoch sind dicker als die im Chorghaupt, obwohl sie die gleiche Funktion haben. Viereckige und achteckige Kapitelle lassen sich keiner bestimmten Funktion im Gewölbe zuordnen. Eine Überordnung der gewölbetragenden Dienstbündel über die der Blendarkaden ist im Detail auch nicht gegeben, denn die großen Dienste haben Kelchblockkapitelle, die der Blendarkaden aber fein ausgebildetes Blattwerk.

Die Formen existieren nebeneinander, ohne daß man die in ihnen liegenden Möglichkeiten zur Gliederung des Raumes ausgenutzt hätte.

Die bautechnischen Kenntnisse sowie die räumliche Konzeption, die dem Südchor zugrunde liegt, zeigen, daß die Bauleute mit so komplizierten Bauaufgaben wie der eines dreiteiligen Chores nicht vertraut waren¹³². Die Vermutung liegt nahe,

¹³² Leider ist die Chronologie der Bauten in Regensburg im 13. Jahrhundert alles andere als sicher. Mit Sicherheit kann gesagt werden, daß die Baugruppe, die St. Ulrich gebaut hat, die Stadt lange verlassen haben muß, weil die Qualität, die St. Ulrich vor allem im handwerklichen Können aufweist, am Domchor nicht anzutreffen ist. Die Beziehungen zwischen Dominikanerkirche und Dom müssen noch untersucht werden.

daß die Anfänge des Chores von einer ortsansässigen Baugruppe ausgeführt wurden. Selbst wenn diese Leute einen gezeichneten Plan eines Wandaufnisses in die Hände bekommen hätten, hätten sie wohl kaum gewußt, ihn auch technisch adäquat zu realisieren. Aus den verschiedenen Unstimmigkeiten in der vertikalen Gliederung möchte ich allerdings schließen, daß kein Aufrißplan vorgelegen hat. Vielleicht wurde nach einem Skizzenbuch gearbeitet, in dem ein wandernder Steinmetz verschiedene Formelemente aufgezeichnet hatte. Daraus wäre die Verwendung von so fortschrittlichen Formen wie den Blendarkaden gegenüber andererseits altertümlichen Formen und einer unbeholfenen Gesamtdisposition zu verstehen.

Anders stellt sich der Nordchor dar. Die große Leistung bestand darin, die schon begonnenen Teile in einen Plan einzubeziehen und zu einem System zu erweitern. Dazu gehören die Dienstordnung ab der Höhe des Umgangs, die Trennwand mit dem um die Pfeiler herumgeführten Laufgang und die Vereinheitlichung der Blendarkaden. Wenn auch die Bauleute noch teilweise die gleichen waren, die auch an den früheren Bauteilen gearbeitet hatten, so muß sich die Situation an der Bauhütte doch geändert haben. Die Anwendung eines vereinheitlichten Aufnisses setzt sicherlich die Benutzung eines genauen, gezeichneten Aufrißplanes voraus. Der Architekt, unter dessen Leitung die Bauhütte stand, war in französischer Formgebung geschult, nicht aber mit der französischen Versatztechnik vertraut. Wesentliche Unterschiede in der technischen Ausführung gegenüber den älteren Bauteilen sind nicht festzustellen.

d) Datierung

So wie bei den strukturierenden Teilen des Baus Elemente aus französischen Systemen verwendet und vermischt wurden, so treten auch im Detail unterschiedliche Formen auf, die aus verschiedenen Zusammenhängen stammen. Vor allem im Süddchor ist ein Nebeneinander von altertümlichen und fortschrittlichen Formen zu beobachten. In der deutschen Gotik ist das häufig zu finden, weil lokale Gewohnheiten mit französischen Neuheiten vermischt wurden¹³³.

Die Bauleute brachten in ihren Skizzenbüchern Zeichnungen von französischen, aber auch von deutschen Baustellen, bei denen französische Formen in Anwendung kamen, mit.

Für die Datierung eines Bauteiles, an dem uneinheitliche Bauformen auftreten, müssen die jüngsten herangezogen und möglichst bis zu dem Ort zurückverfolgt werden, an dem sie zum ersten Male verwendet worden waren.

Hier kann jedoch nur versucht werden, einige vergleichbare Beispiele anzuführen und einen annähernden Zeitraum zu bestimmen, in dem die Stücke geschlagen sein könnten.

Die stilistisch jüngsten Formen an den ältesten Bauteilen sind die Blendarkaden an der Süddchor-Südwand und im Hauptchor.

Bei den Kapitellen handelt es sich um fein ausgearbeitetes Blattwerk, das in unterschiedlichen Ausführungen nebeneinander vorkommt: Als einzelne, große Blätter, die auf das Kapitell aufgelegt sind, als Weinlaub mit Blättern und Stielen und als aus dem Kapitellblock herauswachsende Knospen.

Kapitelle mit einzeln aufgelegten Blättern finden sich an der Südwand des Süddchors, nicht aber im Hauptchor. Die Blätter reichen von den kräftigen Halsringen der Kapitelle bis über den Rand der Deckplatte und wölben sich stark aus. Sehr ähnlich sind die Kapitelle, bei denen doppelt übereinander gelegte Reihen von ebensolchen Blättern vorkommen.

¹³³ Dehio-Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes 2 (1901) 249 ff.

Vergleichbare Kapitelle mit doppelten Blattreihen finden sich am Westlettner des Naumburger Domes (circa 1250—1260)¹³⁴, und, wenn auch in sehr entfernter Verwandtschaft, an den Chorpfeilerkapitellen des Kölner Domes (circa 1260)¹³⁵. Das in der Lockerheit der Gestaltung ähnlichste Beispiel ist in einem Fensterkapitell am Südfenster der Stephanuskapelle ebenfalls am Kölner Dom zu finden (circa 1260)¹³⁶.

Daneben gibt es Kapitelle mit Weinlaub- und anderen Ranken, die sich, auch in doppelter Anlage übereinander, um das Kapitell herumwinden. Stiele und Blätter sind deutlich ausgeprägt. Das Blattwerk ist locker gebildet, so daß an manchen Stellen der nackte Kelchblock zum Vorschein kommt. Besonders im Hauptchorpolygon fällt an den dicken Kapitellen die Magerkeit des Rankenwerks auf.

Ähnliches Blattwerk findet sich an den Kapitellen im Langhaus der Kathedrale von Reims (zweite Hälfte 13. Jahrhundert)¹³⁷.

Die Weinlaubranken sind an der Nordwand des Hauptchores gegenüber denen am Polygon und denen der Südwand dichter und strenger gebildet. Außerdem sind hier auch Früchte vorhanden.

Die dritte verwendete Form sind Knospenkapitelle. Diese Form der Kapitellbildung war schon im 12. Jahrhundert gebräuchlich und wurde vor allem in der frühen Gotik häufig verwendet. Im Laufe des 13. Jahrhunderts wurde vor allem die Behandlung der Blattknospen verändert¹³⁸. In Regensburg sind sie im Hauptchorpolygon und an der Nordwand, nicht aber im Südchor anzutreffen. Im Polygon kommen sie in zweireihiger, an der Nordwand dagegen in einfacher Knospenanordnung vor.

Die doppelte Anordnung der Knospen ist an den ersten Jochen des Langhauses der Reims Kathedrale an den Pfeilerkapitellen anzutreffen (1241—1255)¹³⁹, sowie auch im Triforium¹⁴⁰.

Im Gegensatz zu den genannten Beispielen wirken die Regensburger Blattknospen jedoch weicher und vor allem die im Polygon welker und schlaffer. Die Strenge, mit der sie in Reims gebildet wurden, ist größtenteils verschwunden, was auf eine spätere Entstehung hindeutet.

Auffallend fein ausgeprägt ist bei den Blendarkaden im Süddchor und an der Südwand des Hauptchores das Stabwerk, das die Blendarkadenreihen stützt. Im Bereich der Blendarkaden konnte kein vergleichbares Beispiel gefunden werden, denn die gängige Form war die Säule, wie sie an der Nordwand des Hauptchores vorkommt.

Ähnliche Proportionen und eine im Verhältnis ebenso feine Gestaltung weist aber das Stabwerk des Pariser Nordquerhaustriforiums auf (circa 1250)¹⁴¹.

Für die Blendarkaden wurden Formen verwendet, die in Frankreich größtenteils erst ab der Mitte des 13. Jahrhunderts anzutreffen sind. Für eine Einordnung in die Chronologie der vergleichbaren französischen und deutschen Bauten mußte ein umfangreicheres Formenstudium betrieben werden, als es hier geleistet werden konnte.

¹³⁴ Abb. in: E. Schubert, *Der Naumburger Dom* (1968) Abb. 84.

¹³⁵ Abb. in: A. Wolff, *Kölner Domblatt* 1967, z. B. Abb. 72.

¹³⁶ *Kölner Domblatt* 1967, Abb. 20.

¹³⁷ D. Jalabert, *La flore sculptée* (1965) Planché 75 A.

¹³⁸ *Kurze Geschichte des Knospenkapitells bei Wolff*, in: *Kölner Domblatt* 1967, 85.

¹³⁹ Jalabert, *La flore sculptée*, Pl. 74 B.

¹⁴⁰ Wolff, in: *Kölner Domblatt* 1967, Abb. 32.

¹⁴¹ Branner, *St. Louis*, Abb. 59.

Aus dem Formenvergleich ergab sich jedoch eine Übereinstimmung mit den Ergebnissen, die aus dem Quellenstudium sowie aus der Auswertung des Grabungsberichtes erreicht wurden. Ein Baubeginn vor den 60er Jahren des 13. Jahrhunderts ist fast auszuschließen, die Steinmetzarbeiten begannen wahrscheinlich noch einige Jahre später.

LITERATURVERZEICHNIS

- Altmann Lothar, Die Baugeschichte des gotischen Domes von der Mitte des 13. bis zu Anfang des 16. Jhs. in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, Bd. 10, Regensburg 1976, S. 97 ff.
- Binding Günther u. Nussbaum Norbert, Der mittelalterliche Baubetrieb nördlich der Alpen in zeitgenössischen Darstellungen, Darmstadt 1978.
- Branner Robert, Burgundian Gothic Architecture, London 1960.
- Branner Robert, St. Louis and the Court Style in Gothic Architecture, London 1965.
- Busch Karl, Regensburger Kirchenbaukunst 1160—1280 in: Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg, Bd. 82, 1932.
- Dehio G. u. Bezold G., Die kirchliche Baukunst des Abendlandes Bd. 2, Stuttgart 1901.
- Der Dom zu Speyer, bearbeitet von Hans Erich Kubach und Walter Haas, Bd. I—III, München 1972 (= Die Kunstdenkmäler von Rheinland-Pfalz Bd. 5).
- Friedrich Karl, Die Steinbearbeitung in ihrer Entwicklung vom 11. bis zum 18. Jahrhundert, Augsburg 1932.
- Gall Günther, Der Regensburger Dom, Studien zur Planung und zur Änderung während der Bauausführung, Diss. München 1951.
- Gall Günther, Zur Baugeschichte des Regensburger Domes, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte Bd. XVII 1953, S. 61 ff.
- Gemeiner Carl Theodor, Regensburgische Chronik, Bd. I, II u. III, IV, Regensburg 1800, unveränderter Nachdruck München 1971.
- Gurlitt Erwin u. Bauschinger Otto, Sammlung der Steinmetzzeichen am Dom zu Regensburg und deren Auswertung für die Baugeschichte des Domes, Manuskript 1927, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Franz Diethauer, in: Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg, 1977.
- Hasak Max, Der Dom des hl. Petrus zu Köln am Rhein, Berlin 1911.
- Hasak Max, Der Dom zu Regensburg, in: Repertorium für Kunstwissenschaft Bd. XXXVIII, 1916, S. 160 ff.
- Heimpel Hermann, Das Gewerbe der Stadt Regensburg im Mittelalter, in: Beihefte zur Vierteljahresschrift für Soziologie und Wirtschaftsgeschichte, 1926, IX. Heft.
- Hubel Achim, Der Dom zu Regensburg (= Schnell und Steiner Kunstführer 41), München-Zürich 1975.
- Hubel Achim, Funktion und Geschichte des Hochaltares im Regensburger Dom, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg Bd. 10, 1976, S. 350 ff.
- Jalabert Denise, La flore sculptée, Paris 1965.
- Kimpel Dieter, Le développement de la taille en série dans l'architecture médiévale et son rôle dans l'histoire économique, in: Bulletin monumental tome 135 — III, année 77.
- Loers Veit, Die Barockausstattung des Regensburger Domes und seine Restaurierung unter Ludwig I. von Bayern (1827—1839), in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg Bd. 10, 1976, S. 229 ff.
- Mader Felix, Die Kunstdenkmäler der Oberpfalz, XXII Stadt Regensburg: I Dom und St. Emmeram; II Die Kirchen der Stadt (mit Ausnahme von Dom und St. Emmeram); III Profanierte Sakralgebäude und Profangebäude, München 1933 (= Die Kunstdenkmäler von Bayern, Regierungsbezirk Oberpfalz).

- Mai Paul, Bischof Leo Thundorfer. Ein Regensburger Patriziersohn auf der Kathedra des hl. Wolfgang (1262—1277), in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg Bd. 10, 1976, S. 69 ff.
- Mettenleiter Dominikus, Musikgeschichte der Stadt Regensburg, Regensburg 1866.
- Möbius Friedrich u. Helga, Sakrale Baukunst, Mittelalterliche Kirchen zwischen Werra und Oder, Würzburg-Wien 1964.
- Raasch Susette, Der Ausbau des Regensburger Domes im 19. Jahrhundert, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg Bd. 10, 1976, S. 267 ff.
- Scharnagl August, Beiträge zur Musikgeschichte der Regensburger Domkirche, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg Bd. 10, 1976, S. 419 ff.
- Schmetzer Adolf, Die Gründungszeit des gotischen Domes und die Ulrichskirche in Regensburg, in: Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg, Bd. 80, 1930, S. 85 ff.
- Schubert Ernst, Der Naumburger Dom, Berlin 1968.
- Schuegraf Joseph Rudolph, Geschichte des Domes zu Regensburg und der dazugehörigen Gebäude, Bd. I, II und Berichtigungen und Rechtfertigungen zu den beiden Bänden der Geschichte des Domes, Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg, Bd. 11, 12 u. 16, Regensburg 1847, 1848 u. 1855.
- Triebe Richard, Die staatliche Dombauhütte in Regensburg, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg Bd. 10, 1976, S. 459 ff.
- Warnke Martin, Bau und Überbau, Frankfurt 1976.
- Will Cornelius, Nachlese zu Thomas Rieds Codex chronologico — diplomaticus Episcopatus Ratisponensis, in: Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg, Bd. 32, 1877, S. 97 ff.
- Wolff Arnold, Die älteste Bauplastik des gotischen Kölner Domes, in: Kölner Domblatt, 26./27. Folge, 1967, S. 75 ff.
- Wolff Arnold, Chronologie der ersten Bauzeit des Kölner Domes 1248—1277, in: Kölner Domblatt 28./29. Folge, 1968, S. 7 ff.
- Zahn Karl, Zur Baugeschichte des Domes in Regensburg bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, in: Kunstgeschichtliches Jahrbuch 1928—30, S. 34 ff.
- Zahn Karl, Der Dom zu Regensburg, Augsburg 1929.
- Zahn Karl, Die Ausgrabungen des romanischen Domes in Regensburg, München 1931.

QUELLENVERZEICHNIS

- Gemeiner Carl Theodor, Regensburgische Chronik Bd. I, II u. III, IV Regensburg 1800—1803 unveränderter Nachdruck München 1971.
- Monumenta Germaniae Scriptores, Bd. XVII, Hannover 1861.
- Oefele Andreas Felix, Rerum Boicarum Scriptores, Bd. I, 1763.
- Regensburger Urkundenbuch, Bd. I (= Monumenta boica Bd. 53, N. F. Bd. VII, München 1912).
- Ried Thomas, Codex chronologico — diplomaticus Episcopatus Ratisponensis Bd. I u. II, Regensburg 1912.
- Andreas von Regensburg, Chronica Episcoporum Ratisponensium, in: Oefele Bd. I, S. 31 ff.
- Christopher Hofmann, Historia episcoporum Ratisponensium, in: Oefele Bd. I, S. 543 ff.
- Continuatio Ratisponensis, in: Monumenta Germaniae Scriptores Bd. XVII, S. 416 ff.
- Eberhardi Archidiaconi Ratisponensis Annales, in: Monumenta Germaniae Scriptores Bd. XVII, S. 591 ff.
- Laurentis Hochwart, Episcoporum Ratisponensium Catalogi, liber I—III, in: Oefele Bd. I, S. 148 ff.